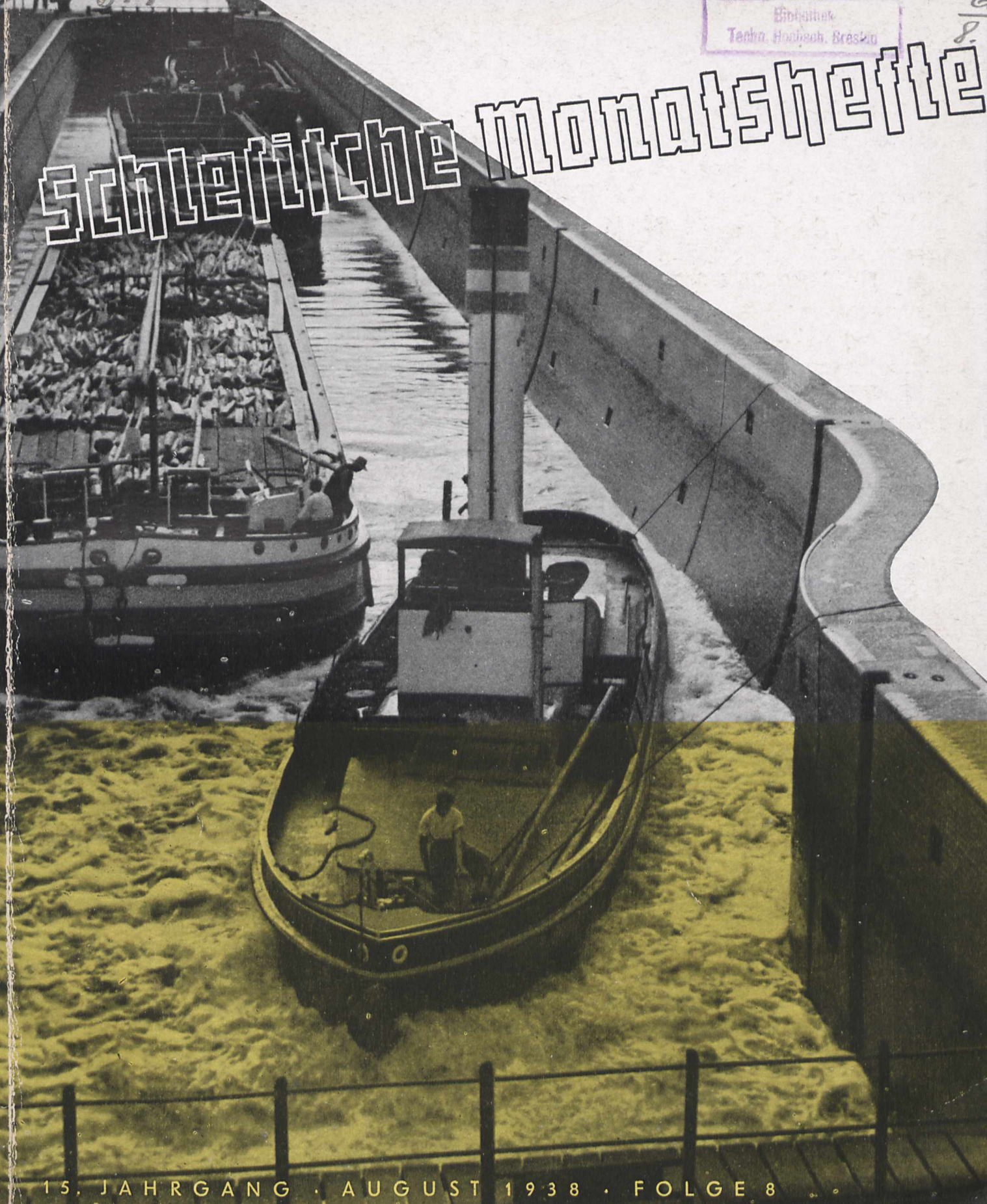




8
Bismarck
Techn. Hochschule, Breslau

Schleifliche Monatshefte

INHALT:

E. G.
STROM DES OSTENS

E. HOFFMANN
SCHLESISIEN UND DIE ODER

DR. HANS JUNG
DIE ODER IN DER KUNST

ARNOLD ULITZ
FAHRT IN DEN FRIEDEN

HANS NIEKRAWIETZ
AM UFER · DIE BADENDEN

DR. JOSEF GIERNOTH
DIE JUNGE ODER

RICHARD HAUPTMANN
DER FACKLEKOF

DR. ALFRED BÖNSCH
VOM EINBAUM BIS ZUM TAUSENDTONNENKAHN

BERICHTE

Schlesische Monatshefte

STROM DES OSTENS

Fragen wir Deutsche aus dem Westen oder aus dem Süden des Vaterlandes oder gar von der Wasserkante nach der Schönheit der Oder, so werden sie erstaunt aufhorchen und sagen: „Sie ist uns unbekannt“. Eine unbekannte Schönheit also! Darin liegt ein eigener Zauber, aber zugleich eine leise, unverdiente Zurücksetzung. Die Oder ist eben immer noch so unbekannt in ihrer Schönheit wie der deutsche Gau, den sie vom Bach bis zum breiten Strom in der Hälfte ihres langen Laufes durchfließt. Von der Landschaft dieser schlesischen Oder wollen wir sprechen. Vieltalig ist sie wie die Gesamtlandschaft des Schlesiengaus. Durch die fruchtbare Ebene Oberschlesiens nimmt die Oder ihren Weg, vorbei an der Pracht dunkelroter Kieffelder und der großen Getreideschläge, die in diesem Jahre verheißungsvoll einer glücklichen Ernte entgegenreifen. Erlengruppen und Weidenbüsche säumen ihren Lauf, und dann wird das Bild dieses jungen flusses lebendig, wenn die drei großen Becken des Oderhafens Cosel auftauchen und der Adolf-Hitler-Kanal, der die Schätze des ober-schlesischen Kohlenreviers der großen Wasserstraße zubringt, in die Oder einmündet. Und bald ragt vor unseren Augen das große Wahrzeichen Oberschlesiens auf, der Annaberg mit dem Ehrenmal, in dem die Kämpfer ruhen, die im freiwilligen Opfergang in Deutschlands tiefster Notzeit ihr Leben ließen für die deutsche Heimat. Dem Wasserwanderer auf der Oder wird diese Landschaft immer unvergesslich sein und er wird die eigenartige, unmerklich sich hebende Bergesform mit ihrem Klosterbau auf der Spitze, der weit ins Land leuchtet, im Gedächtnis behalten. Das größere Wahrzeichen dieser Landschaft aber ist das Ehrenmal, das wie eine Gralsburg den Felsenhang bekrönt, und jener einsame Baum auf dem Felde am Abhange des Annaberges, der der Richtungspunkt beim Sturm auf den Berg war. Zu Füßen des Berges aber steht das lebenserfüllte Denkmal deutscher Arbeit, die Jahr und Jahr wachsende und sich erweiternde Odertal-Hokerei, ein Industriewerk von vorbildlicher Gestaltung.

Ein Weile stromab tritt zum erstenmal der deutsche Eichenwald an das Ufer des Stromes, und dieser Wald begleitet seinen Lauf immer wieder in meilenlangen Strecken. Das hat die Oder allen deutschen Strömen voraus, sie ist und bleibt der Strom des deutschen Waldes. Der Waldreichtum hebt den unbekannten Strom des deutschen Ostens aus der Reihe seiner Brüder und Schwestern heraus.

Es liegt ein eigener Zauber in dem Begriff der Oderwälder. Das Wahrzeichen deutscher Kraft und Stärke, die Eiche, ist ihr Hauptbestand. Zu der prangenden Pracht ihrer Wipfel jedoch gesellt sich die ganze Fülle deutscher Laubbäume, die schwankende Weide und die mächtig sich breitende Schwarzpappel, die hohe Ulme und die liebliche Linde, die dunkelblättrige Kerzengerade aufstrebende Erle, die zarte, im Winde wehende Birke, der zierliche Maßholder und in der Maienzeit die Fülle der blühenden wilden Birnbäume im Grün des Auwaldes. Wenn die Sonne über den klaren fluten und dem weißen Sande der Uferbänke strahlt und der Maienwald vom hundertfachen Lied der Nachtigallen erklingt, dann wird diese naturhafte Schönheit der Oder wie aus einem Füllhorn dem überraschten Wasserwanderer geschenkt. In beglückendem Wechsel dieser unwandelbaren Naturschönheit stehen am Ufer des Stromes aufgebaut die Werke der Menschenhand, die die Oderlandschaft verschönen. Drei einzelne Bauwerke bilden in Verbindung mit der Schönheit der Oderwälder die ideale Landschaft der schlesischen Oder: Schloß Dyhernfurth mit seinen ragenden Türmen, Kloster Leubus mit seinem langgestreckten Bau, den mächtigen Hauben seiner Doppeltürme und der Hügellandschaft des Weinberges in seiner Nähe, und in Nord-Niederschlesien Schloß Carolath, das von der Höhe auf die Oder herabblüht. Zweimal noch treten Höhenzüge an den Strom, ehe er Schlesien verläßt, einmal am Weißen Berge bei Bobernigh. Hier sind es Wasser, Höhen und Wälder, die das Landschaftsbild formen, und das andere Mal, bei Oderdeck, kurz bevor der Strom den Schlesiengau verläßt.

Und hier ist es ein freundliches Dorf mit den blühenden Obstgärten auf den ehemaligen Weinbergen und den alten kleinen Weinbergshäusern, die mit dem prangenden Grün der Oderwiesen und den Wipfeln des Grünberger Oderwaldes noch einmal die ganze Schönheit der schlesischen Oderlandschaft entfalten.

Städte am Strom

Überall dort, wo seit uralten Zeiten der Übergang über den Strom sich ermöglichte in einer Furt oder an einer Inselbildung, da man Brücken über den Strom schlagen konnte, sind aus den bescheidenen Siedlungen im Laufe der Jahrtausende Städte gewachsen. Von der alten Pfaffenstadt Ratibor im Raume der uralten Völkerpforte bis zu der letzten schlesischen Oderstadt, einer Wirtschaftsgründung des Nach-Mittelalters, Neufalz an der Oder, geht der Weg durch eine Fülle schöner Landschaftsbilder von Oderstädten. Jede von ihnen hat ihr besonderes Gesicht. Immer wieder aber ist das Verbindende dieser Schönheit an Städtebildern der Zusammenklang alter, ehrwürdiger Bauwerke, die sich im Strome spiegeln, die das Wahrzeichen dieser Städte sind, mit der Pflege ihrer Ufer, mit den Werken der Arbeit und einer lebenserfüllten Tätigkeit, das alles klingt immer wieder in den schlesischen Oderstädten zusammen. Das erblicken wir aufs neue in der alten friderizianischen Oderfestung Cosel und ihrem jungen neuen Oderhafen, das nehmen wir wiederum wahr in Oppeln, da nebeneinander der Turm der alten Pfaffenburg, die Türme der ehrwürdigen Gotteshäuser und das Wahrzeichen der Stadt, sein Rathhausturm, aufragen neben den Bauten der oberschlesischen Zementindustrie. Die „grüne Brückenstadt“ wird Oppeln gern genannt, denn 13 Brücken überqueren Strom und Flutkanäle, und ein Gürtel von schönen Grünanlagen breitet sich am Ufer des Stromes. Das gleiche Bild tritt uns in Brieg entgegen, wo sich über den weiten Wiesen und den kühn gespannten Brücken die Anlagen der Odermühlen erheben, darüber die großen Bauten ehrwürdiger Vergangenheit in Kirche, Schloß und Rathhausturm sich zu einem schönen Stadtbilde vereinigen. Zweifellos die schönste Stadtlandschaft an der Oder aber birgt Schlesiens Landeshauptstadt Breslau. Wer von seinem Oberlauf her auf der Wasserstraße der Stadt zufährt, der erblickt schon von weitem, umrahmt von den charakteristischen hohen Uferbäumen die Silhouette von Breslaus Türmen. Das schönste Stadtbild des deutschen Ostens aber taucht vor ihm auf, wenn er durch die mächtigen Brücken fährt und gegenüber der Dom- und Sandinsel halt macht. Der Zusammenklang des breiten Stromes mit dem Grün der Gärten und der Schönheit von drei ehrwürdigen Gotteshäusern, die in stiller Feierlichkeit über den Oderinseln sich erheben, das ist es, was Breslaus

Städtebild an der Oder immer wieder zu einem tiefen, unvergeßlichen Eindruck macht. Und noch einmal hat das Werk der Menschenhand sich in glücklichster Weise im Weichbilde der Stadt mit dem Strom verbunden, im Inselbezirk der von der Universitäts- und Werderbrücke umspannt wird, erhebt sich an der einen Seite der Oder der schmale langgestreckte, elegante Bau der Breslauer Universität als ein großartiger Zeuge der baufreudigen Zeit des Barockes, und gegenüber diesem großen Bauwerk der Vergangenheit breitet sich der schöne Bau der Gegenwart als ein Wahrzeichen des Bauwillens des Dritten Reiches im Breslauer Arbeitsamt. Es liegt eine unvergleichliche Harmonie in diesen beiden Bauwerken in der Verbindung mit dem weit dahinfließenden Strom, weil beide Bauten unbestechliche und ehrliche Zeugen ihrer Zeitepochen sind. Und dann umfängt uns wenige Kilometer stromab der Rhythmus der Gegenwart in Breslaus Hafenanlagen und an der Mündung der Breitenbachfahrt, die den Groß-Schiffahrtsverkehr um Breslau geleitet hat. So umschließt das Weichbild von Breslau mit seinen 48 Brücken drei Stadtlandschaften von besonderer Eigenart. Lange gleiten wir hinaus auf der Oder, die von Ransern ab als freier Strom dem Meere zufließt, vorbei an Wäldern und Wiesen, bis wir nach dem Erlebnis des vielfältigen Breslauer Städtebildes das Idyll von mehreren kleinen Oderstädten an uns vorüberziehen lassen. Da ist Ruras mit seinem alten Schloß, das einst eine schlesische Pfaffenburg war, da ist Steinau, das uns an die wiederholten Kämpfe an Brücke und Schanze im Dreißigjährigen Kriege erinnert, und endlich Köben, hoch über dem Strom, die kleinste der schlesischen Oderstädte mit den beiden eigenartigen Bauten ihrer Gotteshäuser und dem uralten Burgwall in der Nähe der Stadt. Noch einmal tritt uns die Geschichte des Landes am Ufer des Stromes im Stadtbilde der alten Oderfeste Glogau entgegen. Drüben auf der Insel, da das erste Kastell sich erhob, ragt der Dom über den Fluten empor, und gegenüber auf der Stadtseite spiegelt sich über den Dächern der mittelalterlichen Burg der gedrungene Turmstumpf des Hungerturmes in den Oderwällen. Die sieben Glogauer Ratsherren, die in seinem Verließ verschmachteten, haben ihr grausames Schicksal aufgezeichnet, bis der Hunger ihre kraftlose Hand sinken ließ, und die Gestalt Herzog Hansens von Sagan und Glogau steigt düster aus diesem Drama des Mittelalters auf. Aber ein Stück stromab unterhalb der Brücke grünen die Wälle des Brückenkopfes, den der große Preußenkönig einst anlegte.

Wohl zu den schönsten Städtebildern im nördlichen Niederschlesien gehört Beuthen an der Oder. Wer an einem Sommerabend von Glogau herkommend auf diese alte, hochgelegene Oderstadt zufährt und Türme und Dächer wie

ein großes Schattenbild über dem im lehten Abendglanze leuchtenden Strome aufragen sieht, der hält betroffen inne mit dem fleißigen Paddeln. Es ist, als wenn die Zeit stillehielte und ein altes Bild von einem der großen Landschaftsmaler des Mittelalters vor ihm stände. So kann Dürer eine deutsche Stadt im Bilde festgehalten haben, wie dieses Beuthen über dem Strome vor unseren Augen steht. Und wiederum ein Wechsel in den Zeiten. Der Oderwald hat uns meilenlang auf unserem Wasserweg begleitet. Unter einer schönen weitgespannten Brücke taucht die offene freundliche Oderstadt Neusalz auf, langgestreckt und locker aufgebaut mit den charakteristischen Türmen seiner Kirchen und seines Rathauses und den sauberen Industriewerken, von denen einige hart am Strome liegen. Die Wirtschaft, der die Stadt ihre Anlage verdankt, als sie als Salzsiedewerk von Kaiser Ferdinand I. angelegt wurde, ist dieser Stadt treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie ist eine der jüngsten Städte Schlesiens, erst der große König hat sie zur Stadt erhoben. Sie trägt seine Spuren in der Niederlassung der Brüdergemeine und ist, trotzdem sie eine ausgesprochene Industriestadt ist, durch den Lauf der Zeiten freundlich verschönt.

Die Reihe der schlesischen Oderstädte, die uns durch den Lauf der Geschichte des Landes führt, gehört zu dem Reichtum der schlesischen Oderlandschaft.

Quelle der Kraft und Gesundheit

Als vor einem Menschenalter, um die Jahrhundertwende, eine deutsche Frau zum ersten Male eine Wasserwanderung auf der Oder unternahm und ihre Eindrücke niederschrieb, da war sie eine Einzelerlehnung. Es ist historisch reizvoll, diese Reisebeschreibung der Marie von Bunsen zu lesen und die verschiedene Aufnahme, die diese Frau in den gastlichen Stätten an der Oder erhielt, an unserem Auge lebendig werden zu sehen. Seitdem sind den Oderlauf und seine Nebenflüsse Tausende und Abertausende von Wasserwanderern im Faltboot entlang gefahren, nicht einmal nur, sondern immer aufs neue wieder, weil sie beglückt waren von der Schönheit des Stromes. Denn die Oder ruft mit ihrer großen Schönheit die Menschen immer wieder mit zwingender Macht zu ihren Ufern, um auszuruhen vom Alltag und sich zu neuer Arbeit zu stärken. Heute ist eine solche zweckmäßige und gute Gestaltung der Freizeit für die Bewohner der Oderlandschaft zum Allgemeingut und zur Selbstverständlichkeit geworden. Deshalb bestehen in jeder Stadt am Oderstrome Rudervereine. Die Gastfreundschaft, die sie in ihren Bootshäusern dem fremden Wasserwanderer gewähren, ist sprichwörtlich für den gesamten deutschen Osten. Sie ist der Ausdruck jener selbstverständ-

lichen schlesischen Gastfreundschaft, die diesem Volksstamm seit altersher eigentümlich ist. Die schlesischen Ruderregatten, ob sie in Oppeln, Breslau oder Neusalz als den bekanntesten Rennstrecken abgehalten werden, sind sportliche Veranstaltungen, die auch über die Grenzen des schlesischen Gaues im Reiche wohl bekannt sind. Seit einer Reihe von Jahren hat sich zu dem Rudersport auf der Oder auch der Segelsport gesellt. Selbst dort, wo der Strom noch nicht die ansehnliche Breite hat, wie am Ausgange von Schlesien, wird der Segelsport fleißig betrieben. Und es ist vielleicht gerade ein Zeichen für die Stärke dieser Kraftquelle, daß der Segelsport in der Großstadt an der Oder, in Breslau, besonders eifrige Pflege findet, denn den Großstadtmenschen ist ja der nahe Strom die lebendigste Quelle der Kraft. Was dieser Strom der Bevölkerung einer großen Stadt bedeutet, das sehen wir allsommerlich an seinen Ufern in der Nähe von Breslau. Rasten im Schatten der Oderwälder, Baden und Schwimmen in ihren klaren Fluten, Sonnen auf ihrem weißen Sande und glückliches sorgloses Zelten über das Wochenende, das sind die besten Erholungen, die zur Sommerszeit der Oderstrom einer Großstadtbevölkerung gewährt. Daß unsere schlesische Oderlandschaft tüchtige Schwimmer und Schwimmerinnen stellt, das haben die großen Erfolge der sportlichen Wettkämpfe im Reich und zwischen den Völkern der Welt bewiesen.

Wer aber die Natur der Oderlandschaft in ihrer ganzen Schönheit still belauschen will, der huldigt dem Angelsport. Der Fischreichtum unseres heimatlichen Stromes ist von altersher berühmt, und allenthalben bestehen in den großen und den kleinen Städten an seinem Lauf Anglervereinigungen, die auf weidmännische Ausübung dieses Sportes halten. Wenn der Winter aber über das Land zieht, dann sieht der Strom neue Gäste. Der Reichtum seiner Altwässer, die still im Schweigen des Waldes sich ausdehnen, lockt die Eisläufer hinaus in die winterliche Waldeinsamkeit. Hier sind sie nicht gezwungen, sich auf einer kleinen Fläche zu tummeln, sondern sie können viele Kilometer entlangfahren durch den winterlichen Wald auf den Altläufen der Oder. Kommt aber einmal ein Jahr mit strenger Kälte, wenn die ganze große Stromoder zufriert, dann ist ihr Lauf erfüllt vom fröhlichen Treiben der Schlittenfahrten und des Schlittschuhlaufes. Dann ist auch die Oder im Winter eine Quelle der Kraft und Erholung.

E. G.

SCHLESISIEN UND DIE ODER

V O N E. H O F F M A N N

Die Frage der Besserung der schlesischen Wirtschaftslage ist zum großen Teil eine Verkehrsfrage. Die Verkehrsferne Schlesiens ist ein ernstes Problem, an dessen Lösung Reichsbahn, Kraftwagen und Binnenschiff mitarbeiten müssen. Der schlesischen Binnenschifffahrt ist hier eine besondere Aufgabe gestellt.

Zwar ist die Oder eine der längsten deutschen Wasserstraßen. Während aber im Laufe eines Jahres im Rhein rund 32 Milliarden Kubikmeter Wasser talwärts fließen, führt die Elbe rund 10 Milliarden, die Oder nur 6 Milliarden Kubikmeter zum Meer. Das würde immer noch genügen, wenn sich der Abfluß nicht so außerordentlich unregelmäßig vollziehen würde. Das Verhältnis von Hoch- und Niedrigwasser ist bei der Oder ungünstig, im Gegensatz zum Rhein, der im Sommer durch die Gletscher gespeist und in Hochwasserzeiten durch den Bodensee in Schranken gehalten wird.

Die am meisten befahrene Strecke von Cosel bis Ransern besitzt ein unverhältnismäßig kleines Einzugsgebiet. Erst 60 Kilometer unterhalb Fürstenbergs, bei Küstrin, ist das Einzugsgebiet mit 54 000 Quadratkilometer so groß wie dasjenige der Elbe bei Dresden. Bei Breslau ist es mit 22 000 Quadratkilometer nur zwei fünftel so groß wie das Elbeeinzugsgebiet bei Dresden, bei Cosel mit 9000 Quadratkilometer nur ein Sechstel. Erst die Warthe verdoppelt mit ebenfalls 54 000 Quadratkilometer das Einzugsgebiet bei Küstrin auf 108 000 Quadratkilometer. Neben dem kleinen Einzugsgebiet wirkt sich das hier schon stark kontinentale Klima ungünstig aus. Die Oder ist bekannt wegen ihrer langen Niedrigwasserperioden und ihrer überraschenden und verheerenden Hochwasser. Man hat sie deshalb nicht ganz zu Unrecht mit einem Steppenfluß verglichen.

Das letzte Ziel der Oderstrombaupolitik ist es, eine ständige Tauchtiefe von 1,70 Meter zu ermöglichen, um die Oder für 1000-Tonnen-Kähne tragfähig zu machen. Ist dies erreicht,

so können die Kähne mit voller Ladung und bestens ausgenutzt fahren, und damit wäre die Wirtschaftlichkeit der Oderschifffahrt wiederhergestellt. Die Zahl der in einer Schifffahrtsperiode möglichen Reisen wird gesteigert, was eine bessere Ausnutzung der festen Kosten bedeutet: weiterhin werden sich Ableichterungen (Umladungen auf andere Kähne zur Verringerung des Eintauchens des Kahnes bei sinkendem Wasserstand) vermeiden und die damit verbundenen nicht unerheblichen Kosten einsparen lassen.

Bevor auf die Schifffahrtsverhältnisse im einzelnen eingegangen wird, sei eine kurze Erläuterung über die Möglichkeiten der verkehrstechnischen Behandlung der natürlichen Wasserstraßen erlaubt. Man unterscheidet hier fünf Etappen:

1. Der Strom wird unverändert von der Schifffahrt benutzt.
2. Man schränkt den wasserführenden Querschnitt durch Buhnen ein.
3. Genügt dies nicht, so werden Stauseen angelegt, die das Hochwasser der Nebenflüsse verschlucken, um es bei Niedrigwasser wieder abzugeben (Wasserführungsausgleich).
4. In schwierigen Fällen schreitet man zum Bau von Stauwehren im Stromschlauch, die von der Schifffahrt mittels Schleusen umgangen werden müssen (Kanalisierung).
5. In extremen Fällen wird ein Seitenkanal gebaut. Der Fluß hat dann eigentlich nur noch die Aufgabe, das für die Schleusen benötigte Wasser zu liefern.

Der Oderabschnitt Ratibor-Cosel (48 Kilometer) kann nur bei günstigem Wasserstand mit kleinen Fahrzeugen befahren werden, hat daher für die Schifffahrt keine Bedeutung. Schifffahrtstechnisch zerfällt die Oder in vier Abschnitte:

1. Kanalisierte Strecke Cosel-Kanfern (stets vollschiffig)	150 Kilometer
2. Mitteloder Kanfern-Küstzin (Warthemündung)	358 "
3. Unteroder Küstzin-Stettin (stets vollschiffig)	120 "
4. Seeschiffahrtsstraße Stettin-Swinemünde	72 "
	700 Kilometer

Der erste Abschnitt der Oder von Cosel bis Kanfern hat eine Kanalisierung durch 22 Schleppzugschleusen nötig gemacht. Die durchschnittliche Länge einer Haltung (Zwischenraum zwischen zwei Stauufen) ist rund sieben Kilometer. Die Oderschleusen haben eine Kammerlänge von 180 Meter und eine Einfahrtbreite von 9,6 Meter, während heute jeder Kanal von einiger Bedeutung Doppelkammerschleusen für Schleppzüge von 225 und 12 Meter Ausmaßen erhält. Die Stufen können nur einen Zug von drei Großplauer Maßkähnen aufnehmen, sind aber für das im übrigen Deutschland gebräuchliche 1000-Tonnen-Schiff unzureichend. Außerdem haben die Schleusenausmaße in Zeiten stärkeren Verkehrs Stauungen in den Vorhäfen und ein zeitraubendes Zerreißen aller Schleppzüge, die länger als 180 Meter sind, zur Folge. Die geringe Breite der Schleusenhäuser ist auch der einzige Grund dafür, daß sich auf der Oder noch der Heckrad-Schlepper halten kann. Ein gleichstarker Seitenrad-Schlepper hat eine erheblich größere Zugkraft als ein Heckrad-Schlepper, ist aber durch den seitlichen Überbau der Räderkästen oftmals für die Oderschleusen zu breit.

Von diesen 22 Stauufen (die übrigens teilweise zur Stromerzeugung ausgenutzt werden, beispielsweise Koppin und Jannowitz) hatten 17 eine ältere, einschiffige Schleufe, fünf dagegen waren auf die einzige Schleppzugschleufe angewiesen, so daß bei Reparaturen die Schifffahrt stockte. Dies führte insbesondere bei Kanfern, der letzten Schleufe, die gerade vor den zwei großen Liegehäfen und dem Breslauer Umschlagshafen lag, zu unhaltbaren Zuständen. Dort wurde daher schon 1934 eine zweite Schleufe mit Mittelhaupt für einschiffige Schleusen dem Verkehr übergeben, die sich bei den zahlreichen Versommerungsperioden der Oder als unumgänglich notwendig erwies. Die eine Schleufe konnte selbst bei ununterbrochener Tag- und Nachtschleusung nicht die versommerten Kähne — es waren manchmal 900! — so rasch zur freien Oder ablassen, daß die verbesserte Wasserführung voll ausgenutzt werden konnte. Die restlichen vier Einkammer-Stufen erhalten im Laufe der nächsten Jahre ebenfalls „zweite“ (es werden wohl bald „erste“ sein!) Kammern von 225×12 Meter Ausmaß, was für die drei 1000-Tonner ausreicht. In diesem Jahre werden die beiden Stufen Waldschleufe und Rattwitz in Angriff genommen.

Man rechnet mit dreijähriger Bauzeit. Weiter ist zur Beschleunigung und Erleichterung der Schleusungen an die Elektrifizierung der Schleusenantriebe und an Stationierung von Bugstierdampfern an den Ein- und Ausfahrten gedacht, soweit dies nicht schon geschehen ist.

Eine Ausgestaltung der Oder für 1000-Tonnen-Kähne wäre so nach Fertigstellung der in Bau befindlichen Becken durchaus möglich, würde aber eine Vergrößerung der übrigen Schleusen erfordern, eine Notwendigkeit, welche bei Inangriffnahme des Oder—Donau-Kanals akut werden würde. Bei dieser Gelegenheit wäre zu prüfen, ob sich nicht durch Modernisierung der Wehre und Erhöhung der Stauufen einige Schleusen kassieren ließen.

Eine Kanalisierung ist zwar unvermeidlich, da die obere Oder für eine einigermaßen bedeutende Schifffahrt sonst überhaupt nicht in Betracht käme, hat aber ihre Nachteile: Wesentlich erhöhte Betriebskosten, die für die Schifffahrt in den Schleusenabgaben ihren spürbaren Ausdruck finden, eine für die Talfahrt nicht gerade erfreuliche Verlangsamung der Strömung (außerdem: weniger Strömung — mehr Eis) und schließlich erhebliche Zeitverluste an den Schleusen. Jede Schleufe bringt einen in Weglänge ausgedrückten Zeitverlust von etwa fünf Kilometer, alle 22 Schleusen einen etwa 110 Kilometer Fahrt entsprechenden Zeitverlust. Dafür ist aber auf der kanalisierten Strecke oberhalb Kanferns die Möglichkeit eines nahezu ständigen vollschiffigen Verkehrs gegeben, da eine mittlere Tauchtiefe von 1,5 Meter gewährleistet ist, die von der Schifffahrt regelmäßig um 10 Zentimeter überschritten wird. Jedenfalls ist die Kanalisierung zwar die teuerste und unbequemste Art der Schiffbarmachung, aber auch die zuverlässigste! Und gerade die Zuverlässigkeit ist es, die die Oderschifffahrt so dringend braucht.

An zwei Stellen innerhalb der „kanalisierten“ Oder ist man sogar zum Äußersten übergegangen, zum Bau eines mehrere Kilometer langen Seitenkanals; es sind dies kurz oberhalb von Breslau der allen Ausflüglern bekannte Seitenkanal von Lanisch-Margareth, und um Breslau herum die etwa zehn Kilometer lange, kurz vor Kriegsausbruch fertiggestellte „Breitenbachfahrt“, die drei Schleusen enthält und von einem Flutkanal begleitet wird.

Auf der langen Strecke unterhalb Kanferns muß sich der Schiffsverkehr bis zur Warthemündung ganz nach den starken Schwankungen des Wasserstandes richten. 1931 beispielsweise konnte man den „Strom“ ungefährdet durchwaten, während das gleiche Jahr eines der gefährlichsten Hochwasser brachte: die Oder konnte in den 12 Jahren von 1926 bis 1937 mit einer Tauchtiefe von 1,50 Meter und mehr befahren werden:

1926	an	301	Tagen
1927	"	255	"
1928	"	143	"
1929	"	123	"
1930	"	193	"
1931	"	258	"
1932	"	138	"
1933	"	41	"
1934	"	62	"
1935	"	146	"
1936	"	256	"
1937	"	194	"

Dollschiffigkeit war im Durchschnitt also an 175 Tagen gleich 47 Prozent des Jahres gegeben. So wird das Anwachsen der schlesischen Wassertransporte im wesentlichen durch die Unzuverlässigkeit der mittleren Oder verhindert. Das darin liegende Risiko der Versommerung drückt sich in einer Ableichterungsumlage aus, die von der Fracht abgezogen wird.

Die Regulierung der mittleren Oder umfaßt die 333 Kilometer lange Strecke von Ransern bis Leubus und wird etwa 1942 völlig fertiggestellt sein. Die Arbeiten sind von ausländischen Rohstoffen unabhängig, können aber nur ausgeführt werden, wenn die Oder niedrigen Wasserstand hat und müssen sich den Launen des Stromes sorgfältig anpassen. Der Fluß, der durch Begradigungen und Buhnen ein neues reguliertes Bett erhält, muß selbst mitwirken, um die künftige Schiffahrtsrinne herzustellen, und es ist nicht möglich, Regulierungsarbeiten in einem Zuge durchzuführen, wie man einen Kanal, Schleusen oder Brücken bauen kann.

Als Hauptmittel der Regulierung, die sich auch mit der Beseitigung störender Brückenpfeiler befaßt, dienten bisher außer Deichen, Überlaufpoldern, Uferbefestigungen und Ausbaggerungen hauptsächlich Buhnen und Durchstiche. Letztere verkürzen aber den Strom, verstärken das Gefälle und vergrößern den Unterschied von Hoch- und Niedrigwasser. Aus diesem Grunde will die Oderstrombauverwaltung nach Vollendung des Durchstichs des Laskauer Eckens auf weitere Durchstiche verzichten. Hinderliche Krümmungen des Stromschlauches von einem Ausmaß, das einen Durchstich rechtfertigen könnte, sind nicht mehr vorhanden. Die bei Durchstichen entstandenen „Alt-Arme“ sind übrigens für die Schifffahrt unter Umständen als Winterliegeplätze geeignet. Buhnen, deren es in der Oder etwa 10 000 gibt, verringern den Stromquerschnitt, beschleunigen dergestalt die Strömung und verhindern die Ablagerung von Sinkstoffen in der Fahrrinne. Die Ablagerung der Sinkstoffe findet dafür in den Zwischenräumen der Buhnen statt, wo

die Strömung sehr gering ist und eine Ablagerung begünstigt.

Das alles reicht aber keinesfalls aus. Dem nichtkanalisierten Teil der Oder wird man nur durch „Niedrigwasserregulierung“ den Charakter einer vollwertigen Wasserstraße geben können. Diesen Zweck erfüllen Staubecken, die Zugschlußwasser abgeben, wenn eine Trockenperiode die Schifffahrt stillzulegen droht. Darüber in einem späteren Abschnitt mehr.

Der dritte Abschnitt der Oder beginnt bei Küstrin. Von hier ab herrschen im allgemeinen erträgliche Wasserverhältnisse, weil der Wasserzuwachs durch die Warthe die Tauchtiefe aufbessert. In diesem dritten Abschnitt zeigt die Oder unterhalb Schwedts fast kein Gefälle mehr. Hinter Hohenstaaten teilt sich der Strom in eine Ostoder und eine Westoder. Die erstere führt das aus dem Oberlauf kommende Hochwasser, Eis und Geschiebe ab und nimmt den Schiffsverkehrsverkehr zwischen Breslau und Stettin auf. Die Westoder dagegen ist die Vorflut für das Oderbruch und ist durch einen hochwasserfreien Damm von der Ostoder getrennt. Sie bildet die Fortsetzung des Großschiffahrtsweges Berlin—Stettin. Beide Arme dienen also der Schifffahrt und sind bei Schwedt und bei Greifenhagen durch kurze Kanäle verbunden, die wegen des Spiegelunterschiedes mit Schleusen versehen sind.

Der vierte Abschnitt der Oderwasserstraße, die 70 Kilometer lange „Seeschiffahrtsstraße“ von Stettin bis Swinemünde, wurde vor einigen Jahren auf 9,60 Meter vertieft. Diese Wassertiefe ist unabhängig von Ebbe und Flut, die es in der mittleren Ostsee nicht gibt. Abgesehen von geringfügigen, durch Winddruck bedingten Wasserstandsschwankungen ist also stets eine Wassertiefe von neun Meter vorhanden, die unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die großen Seeschiffe etwa einen Meter Wasser unter dem Kiel haben müssen, für Schiffe von acht Meter Tiefgang stets ausreicht, ein Tiefgang, der bei anderen Schiffsbauten den Verkehr von 10 000- bis 12 000-Tonnen-Schiffen zuläßt.

Jede natürliche Wasserstraße bedarf gewisser Ergänzungen durch künstliche Bauten. Davon gibt es im Bereiche der Oder folgende vier:

1. Zur Weichsel die kanalisierte Warthe und Netze sowie den Bromberger Kanal. Ihre verkehrspolitische Bedeutung ist aber nicht allzu groß. Sie trägt knapp 400-Tonner.
2. Von Fürstenberg nach Berlin den Oder-Spreekanal, der 600-Tonner trägt und viel Kohlenverkehr aufweist.
3. Von Hohenstaaten (Unteroder) nach Berlin der Hohenzollernkanal (Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin) für 700-Tonner. Seine Leistungsfähigkeit wurde stark gesteigert, als 1934 nach achtjähriger Bauzeit die aus vier

Stufen bestehende, äußerst zeitraubende Schleusentreppe bei Niederfinow durch das bekannte Schiffshöhebwerk ersetzt wurde, dessen Baukosten 27,5 Millionen Reichsmark betrugen. 2. und 3. werden durch den Ihle—Plauer-Kanal bzw. die Havel mit der Elbe verbunden.

4. Von Cosel-Oderhafen nach Gleiwitz der Adolf-Hitler-Kanal, der 1939 fertig wird und auf 41 Kilometer Länge sechs Zwillings-Einschiff-Schleusen aufweist, die sich gegenseitig als Sparkammer dienen. Er hat Schleusenausmaße für 750-Tonner, die jederzeit für 1000-Tonner erweitert werden können. Der Kanal wird 44, der Gleiwitzer Hafen 13,5 Mill. Reichsmark kosten.

Einiges über die Staubecken

Die Tatsache, daß die großen Staubecken fast alle an Nebenflüssen der Oder liegen, die innerhalb des kanalisierten Abschnittes in die Oder münden, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihr eigentlicher Zweck in einer Verbesserung der Schiffbarkeit der Mittelloder liegt. Diese braucht (nach dem Mittel von einander widersprechenden Schätzungen) jährlich etwa 500 Millionen Kubikmeter Zuschußwasser, besser würde man sagen: Sparwasser. Die Stauseen vergrößern die schiffbare Zeit des Stromes also von zwei Seiten her: durch Verringerung der Hochwassertage, an denen die Schifffahrt stockt, und durch Aufhöhung des Niedrigwassers, das ebenfalls die Schifffahrt ganz oder teilweise lahmlegt.

Im übrigen kann nicht genug betont werden, daß Staubecken keineswegs nur den Interessen der Schifffahrt dienen. Sie müßten auch gebaut werden, wenn Schifffahrt gar nicht betrieben würde. Der schnelle Abfluß des Hochwassers gefährdet durch Überschwemmungen die Anlieger und bedeutet außerdem eine Wasserverschwendung, die den Grundwasserspiegel und damit die landwirtschaftliche Ertragsfähigkeit mindert. Staubecken werden ferner zu Zwecken der Wasserversorgung und der Stromgewinnung benötigt, wenn auch Hochwasserschutz und Anreicherung des Grundwasserspiegels durchaus im Vordergrund stehen. Es besteht bisher folgender Stauraum (Nutzraum plus Hochwasserschutzraum = Stauraum eines Beckens):

	Stauraum	
Ottmachau / Glatzer Neiße	143 Mill. cbm	1933
Turawa / Malapane	110 " "	1938
Mauer / Bober	50 " "	1912
Marklissa / Queis	15 " "	1905
Goldentraum / Queis	12 " "	1924
Stauwerder (Sersno) / Drame-Klodnitz	10 " "	1937
Breitenhain / Weistritz	8 " "	
16 kleinere Becken zu rund	25 " "	
	373 Mill. cbm	

Bereits in Angriff genommen (in Klammern das mutmaßliche Jahr der Fertigstellung) wurden:

Berghof (Borganie) / Weistritz	65 Mill. cbm	(1942)
Stauwerder, Becken 2 bis 4	60 " "	(1957)
	125 Mill. cbm	

Die älteren Becken sind seinerzeit nicht aus Schifffahrtspolitischen Gründen, sondern zum Hochwasserschutz (und nebenbei zur Stromerzeugung) gebaut worden. Sie können nicht bewußt stoßweise Wasser abgeben und dienen daher mehr indirekt dem „Wasserführungsausgleich“. Hinzukommt noch, daß gerade die drei größten der älteren Becken, Mauer, Marklissa und Goldentraum mit zusammen 77 Millionen Kubikmeter Fassungskraft, am Bober bzw. seinem Nebenfluß Queis liegen und der Bober erst in der Mitte der Strecke Ransern—Küstrin in die Oder mündet.

Die Stauanlage von Stauwerder (Sersno) besteht aus mehreren Teilbecken, von denen das eine mit zehn Millionen Kubikmeter 1937 fertiggestellt wurde. Da es in erster Linie zur Speisung des Wasserbedarfs des Adolf-Hitler-Kanals dienen wird, außerdem klein ist und das Wasser einen langen Zubringerweg bis Ransern entlangfließen muß (35 Kilometer + 150 Kilometer), wird es für die Mittelloder kaum wirksam werden. Die Becken von Stauwerder werden erst 1957 fertig sein, weil sie durch private Arbeit entstehen, nämlich durch die Sandbaggerungen, die oberflächliche Gruben zum Spülversatz abgebauter Flöze vornehmen.

Zum systematischen Wasserführungsausgleich sind eigentlich nur die beiden großen, neuen Becken einsatzfähig.

	Stauraum	Nutzraum	Kosten	Dollendet
Ottmachau	143	95	55	1933
Turawa	110	90	28	1937
	253	185	83	—
	Mill. cbm	Mill. cbm	Mill. RM.	

Während Turawa aus technischen Gründen noch nicht sofort vollgestaut wird, hat Ottmachau schon drei Jahre Zuschußwasser in folgenden Mengen abgegeben:

1935	109 Mill. cbm
1936	145 " "
1937	127 " "

Dreijahresdurchschnitt 127 Millionen Kubikmeter oder 133 Prozent des Nutzraumes.

Die Zuschußwasserpolitik des Ottmachauer Beckens, ein Gebiet, auf dem erst Erfahrungen gesammelt werden mußten, ist neuerdings einer Änderung unterzogen worden. Aus-

gangspunkt bildet die Tatsache, daß eine in Ottmachau abgegebene sogenannte Welle bis Fürstenberg etwa eine Woche Zeit braucht und infolge Verdickung, Verdunstung und Vegetation 50 Prozent und mehr Wasser einbüßt, außerdem flacher und länger wird. 1936 wurden 17 solche Wellen abgegeben, wobei man allmählich dazu überging, diese an natürliche Wellen der Oder „anzuhängen“. Signal war also der Pegel Ratibor. Die Wellen dauerten durchschnittlich sieben Tage, enthielten durchschnittlich acht Millionen Kubikmeter Wasser und erwirkten eine durchschnittliche Tauchtiefenverbesserung unterhalb Ransern von 20 Zentimeter. 1937 ging jedoch die Oderstrombauverwaltung von dieser Methode ab und erstreckte die Wasserabgabe gleichmäßiger über die Monate April bis November. Mit 34 Millionen Kubikmeter Bestand tritt Ottmachau ins Jahr 1938. Ein geringerer „Umschlagskoeffizient“ ist bei Turawa zu erwarten, wie sich schon in dem geringen Hochwasserschuttraum von 20 Millionen Kubikmeter ausdrückt, da die Malapane im Vergleich zur „Wütenden Neisse“ ein zahmes Gewässer ist. Der See von Turawa (Adolf-Hitler-See) ist übrigens flächenmäßig der größte europäische Stausee, inhaltsmäßig aber nach der Bleiloch-Saalesperre (215 Millionen Kubikmeter), der Edersperre (202), der Hohenwarte-Saale-Sperre (200) und Ottmachau (143) der fünfgrößte deutsche See (110). Beim Bau des Staudamms entstanden Schwierigkeiten dadurch, daß die wasserundurchlässigen Bodenschichten sehr tief lagen. Man war daher gezwungen, durch teilweise sogar in 24 Meter Tiefe eingerammte eiserne Spundwände, teils aber auch durch chemische Versteinerung wasserundurchlässiger Schichten die nötige Zuverlässigkeit des Bodens künstlich zu schaffen. Das neuartige Entlastungsbauwerk besteht aus zwei gewaltigen Hohlzylindern aus Eisenbeton, deren Oberkante den Überlauf für das Hochwasser bildet, falls solches auf einen vollgefüllten Nutraum stößt. Der Absturz in die innen besonders geformten Zylinder (Tos-Becken) vernichtet die Strömungskraft des

Wassers, welches dann entspannt zum Unterwasser abgeführt wird. Schwierigkeiten machte auch die Umsiedlung der Bauern, die auf der 2200 Hektar (gleich rund 220 Erbhöfe von 40 preußischen Morgen) großen Fläche des künftigen Sees sesshaft waren.

Verhältnismäßig noch wirksamer als diese beiden Becken wird der im Bau befindliche Stausee von Berghof (Borganie) sein, und zwar wegen seines außerordentlich kurzen Zubringers. Es ist daher beabsichtigt, Berghof in eine Art von zusätzlicher oder „feinregulierung“ einzusetzen, falls die Wassermengen der anderen Becken zu spät oder in zu geringer Menge eintreffen, um größere Abbleichterungen oder gar Versommerungen zu verhindern.

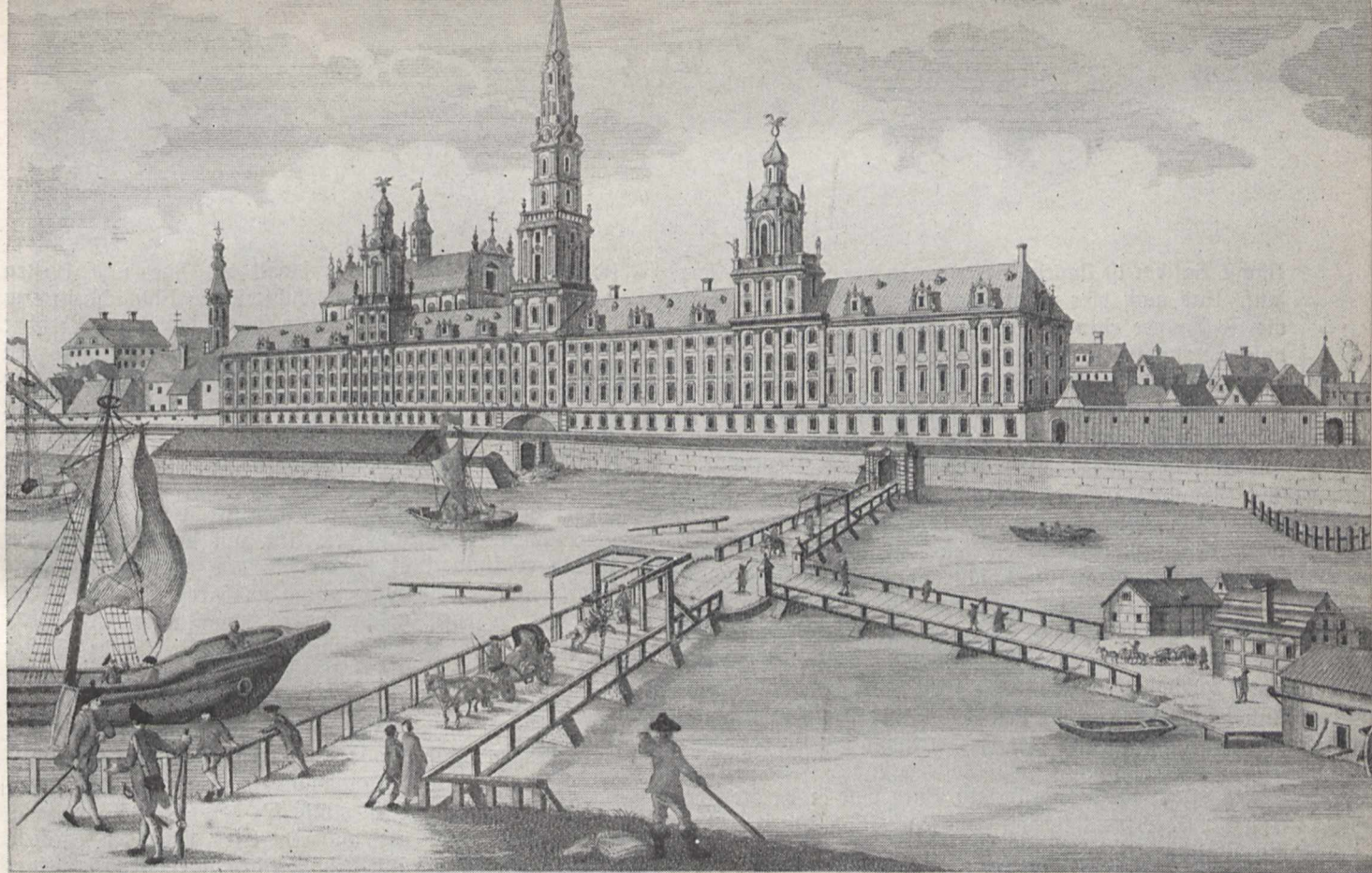
Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, daß noch zwei Projekte für Staubecken bestehen, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Projektstadium kaum heraus-treten werden. Es sind dies die Sperren von Ratibor-Hammer an der Ruda und von Krappitz an der Oder (20 und 100 Millionen Kubikmeter).

Die Schifffahrt auf der Oder findet damit von Jahr zu Jahr bessere Wasserverhältnisse vor, gleichbleibende Niederschlagsverhältnisse vorausgesetzt. Außerlich ist dies daran zu erkennen, daß die durchschnittliche Zahl der Reisen (Cösel—Stettin oder Cösel—Berlin = eine Reise), die ein Fahrzeug im Schifffahrtsjahr machen konnte, sich wie folgt entwickelte:

1933		2,1 Reisen
1934		2,8 „
1935		3,1 „
1936		3,5 „

Durchschnitt: 2,87 Reisen = rund 1700 Kilometer.

Allerdings spielen hierbei Konjunkteinflüsse eine große Rolle.



*Aula Leopoldina seu Aedificium Academicum, una cum Ecclesia
Jesuitarum Vratislaviae
Edifice Académique, avec l'Eglise des Jésuites à Breslau.*

*Edificio Academico, colla Chiesa de' Gesuiti a Breslavia.
Das Universitäts Gebäu, mit der Jesuitter Kirch zu Breslau.
Cum Gratia et Privilegio Sac. Caes. Majestatis.*

Georg Balthasar Probst

DIE ODER IN DER KUNST

V O N H A N S J U N G

Gar so ernst, wie man meint, ist die Oder, der Strom der schlesischen Ebene, nun doch nicht. Zwar bedeutet sie für unsere Provinz, die sie parallel mit der Hauptverkehrsstraße durchzieht, wichtigste Quelle der Kraft, von der sich Städte und Land, Handel und Wandel vornehmlich nähren. Aber über dieses ernste Dienen, diesen ihren unermüdlichen Fleiß hinaus ist auch ihr Liebreiz und ihre Schönheit zu rühmen — eine Schönheit freilich, die sich nicht so unbedenklich und schnell erschließt wie etwa des Rheines, sondern gesucht und verstanden sein will, um sich dann um so überraschender und beglückender zu offenbaren. Und obwohl keine Berge den Lauf des Flusses begleiten, wußten sich doch schon zu allen Zeiten, seit Schlesien und damit so recht auch erst die Oder in die deutsche Geschichte eintraten, die vornehmen

Geschlechter des Landes ihre natürlichen Vorzüge zunutze zu machen und sich anregen zu lassen zu architektonischen Schöpfungen von hoher künstlerischer Qualität. Dicht am Lauf der Oder gelegen ist Schloß Krappitz, etwa 25 Kilometer südlich von Oppeln. Die breit gelagerte, nicht allzu hohe und nur von einigen wenigen Türmen belebte Schloßanlage gleicht sich der Herbheit der dortigen Oderlandschaft zügig und selbstverständlich an. Die Zeitalter der Renaissance und des Barock gaben dem Schloß sein heutiges Gesicht, wiewohl die Fundamente auf die ober-schlesischen Herzöge zurückgehen mögen, die sich dort sicher schon im Mittelalter allein wegen der bevorzugten Lage in einem Knick des Stromes einen Wohnsitz angelegt haben mögen.

Nächst Ratibor ist Oppeln die erste größere Stadt am Oderlauf. Und auch hier zeugt noch ein mittelalterlicher Turm als Rest einer ehemals bedeutenden und uralten Schloßanlage nahe am Fluß von dem künstlerischen Gestaltungswillen der wehrhaften obererschlesischen Herzöge. Die neueste Zeit verband diesen Turm, ihn aus seiner Einsamkeit lösend, mit einem bewußt streng gehaltenen Neubau zu einer kontrastreichen, aber um so reizvolleren Gebäudegruppe.

Die Schönheit und künstlerische Bedeutung des Brieger Herzogschlosses zu rühmen, ist beinahe überflüssig. Es ist weit bekannt und längst als Meisterwerk deutscher Renaissance in die Kunstgeschichte eingegangen. Hingewiesen aber sei in diesem Zusammenhang auf die klug von seinen Erbauern gewählte Lage auf sanft ansteigendem Gelände über dem Fluß, zu dem sich damals wie heut, den Reiz des Ufers auskostend, ein Garten öffnete.

Und auch von Breslau, der Hauptstadt des Landes, weiß man, daß die Herzöge ihre Kurien längs der Oder errichtet hatten, um sie freilich bald Klöstern und Stiften zu übereignen. Auch für die kaiserliche Burg war in Breslau das Ufer der Oder gewählt, und zwar jener Platz, den etwa heut die Matthias-Universitätskirche einnimmt und an dessen Vorhandensein noch der Name „Kaisertor“ erinnert. Nur alte Stiche und archivalische Nachrichten schildern die Eigenart der bunt zusammengewürfelten Gebäudegruppe, der die Künstler Karls IV. ihre letzte Gestalt gegeben hatten.

Ein Schloß bald unterhalb Breslaus ist Dyhernfurth, eine Gründung des Ministers Hoym, der Karl Gotthard Langhans mit dem Bau des inzwischen wieder veränderten Schlosses beauftragt hatte; mit seinen zahlreichen Türmchen und Dachreitern ragt es aus altem Parkbestand selbstbewußt und lebendig hervor und bestimmt recht wesentlich die Silhouette des hier an sich schon außerordentlich anmutigen Oderufers. Und wieder ein Stück stromab, an Steinau vorüber, grüßt Schloß Köben die Oder, in der geschlossenen Form seines Grundrisses nicht unähnlich dem freilich weit weniger abwechslungsreich gestalteten, aber um so blockhafter wirkenden Schloß von Glogau, das auf der Flußseite das Bild dieser schönen turmreichen Stadt beherrscht. Aber das schönste aller Schlösser an der Oder dürfte wohl Carolath sein; deshalb das schönste, weil es in seinem wohlüberlegt gestaffelten Aufbau mit Trakten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mit seinen Mauern, Giebeln und Dächern wie empfindsam eingeht auf die landschaftlichen Gegebenheiten des Ufers. Sich anschmiegend einer steil emporsteigenden Anhöhe über dem Eichenwald im Odertal, bietet es, selbst weithin sichtbar, einen prächtigen Blick über den Strom. Noch heut ist es im Besitz des Geschlechtes der Schönaich-Carolath, das 1597 den Schloßbau begann.

Aber nicht minder verständnisvoll als Adel und Fürsten wußten einst die Klöster die künstlerischen Möglichkeiten zu nutzen, die das Ufer des Stromes für Bauabsichten in reicher Fülle spendete. Wie kein anderes der an der Oder gelegenen Klöster nimmt Leubus, eine Zisterziensergründung, den behäbigen, aber auch würdigen Rhythmus des Flusses auf. In innigster Übereinstimmung mit der Flußlandschaft gestaltet, wiederholt seine monumentale, nahezu 230 Meter lange Front die Jüchtigkeit des Stromes, wiederholen die Giebel und die stolzen Türme der Kirche den Umriss der ufer säumenden Eichenwälder. Und auch der Baumeister der Breslauer Universität bildete die dem Fluß zugewendete Rückfront des Gebäudes einfach und groß, um sie nicht in Zwiespalt zu setzen zu dem breiten, kaum bewegten Wasserspiegel des dicht vorüberziehenden Flusses. Das in nächster Nachbarschaft der Universität errichtete Matthiasstift ist insofern als eigenartige architektonische Lösung hervorzuheben, weil ein dem Fluß parallellaufender Quertrakt mit einer großen Dachterrasse abgeschlossen ist, die jene Aufgeschlossenheit der Barockbaukunst auch für die architektonische Umgebung, hier also für das ungewöhnlich reich bewegte Bild der am anderen Ufer liegenden Kirchen, Klöster, Mühlen und Bürgerhäuser bekundet. Denn in keiner schlesischen Stadt nahm Baukunst so Bezug auf den Strom, wie gerade hier in Breslau schräg gegenüber dem Matthiasstift, wo sich die Oder gabelt, Inseln bildet und den Jahrhunderten Gelegenheit gab, ein Stadtbild von einmaliger Prägung und einzigartiger Schönheit entstehen zu lassen, dessen Höhepunkte die malerischen Bezirke auf der Dom- und Sandinsel bilden. Und in der Nähe dieser Kirchen und Klöster treten auch einige Industriebauten zu künstlerischem Wettbewerb auf: im Westen die Klarenmühle mit ihren ehrwürdig hohen Doppeldächern und den schön geschwungenen Giebelwänden und weiter nach Osten zu das Wasserhebewerk als eindrucksvoller Zweckbau des 19. Jahrhunderts.

Die später entdeckten die anderen Disziplinen der Kunst die Schönheiten des heimischen Stromes. Wohl tauchen z. B. in der Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts verhältnismäßig zahlreiche Darstellungen des Flusses auf; wahrhaft volkstümlich gemacht hat ihn aber erst unser Jahrhundert, das mit der Würde der Arbeit auch den sinnfälligen Reiz einer Hafenanlage oder eines wuchtigen, bunt angestrichenen Ockerkahn zu verstehen und künstlerisch zu deuten begann. Und kaum anders ist es mit der Dichtkunst bestellt; auch hier schon in der alten Literatur da und dort einige knappe Erwähnungen. Die Oder jedoch, „die schlichteste und unbefungenste Schwester unter den großen Flüssen“, haben in ihrer ganzen Eigenart erst wenige Dichter unserer Tage erfaßt.



ODERGOTT · AUS DEM DECKEN-FRESKO IN DER AULA DER UNIVERSITÄT Breslau VON CHRISTOPH HANDKE · AUSGEF. 1732 · AUFN. K. F. KLOSE



KLOSTER LEUBUS



PIASTENSCHLOSS IN BRIEG · PLASTIKEN ÜBER DEM PORTAL · 2 AUFNAHMEN : KLETTE



ODERLANDSCHAFT · GEMÄLDE VON ADOLF DRESSLER 1832—1881 · AUFN. SCHLES. MUSEUM DER BILDENDEN KUNSTE

FAHRT IN DEN FRIEDEN

V O N A R N O L D U L I T Z

Der Bildhauer Gustav Schulte war schon um zwei Uhr an Bord seiner schönen „Wespe“, um den Motor vorsorglich zu überprüfen, denn die Freunde, die er für halb drei erwartete, mußten einen makellosen Start erleben; sie waren allesamt Meister des Spottes. Vom schlanken Mast wehte der neue Wimpel, der nur für diese einzige Fahrt erdacht und gemacht war: ein schwarzer Kegelkönig strotzte stramm auf weißem Felde, das im frischen Winde straff wie ein Brett war.

Schon trafen sie ein, die lieben Kumpane, zu zweien, zu dreien oder einzeln, und winkten und riefen vom Deich herab: „hallo, Kommodore!“ oder „heil, Käptn!“ Jeder trug ein Köfferchen mit Nachtzeug, denn erst morgen, am Sonntag, sollte die Heimkehr sein, und alle freuten sich auf die Ausgelassenheit eines Massenquartieres in einem Dorf am Strom.

Die Herren, die da so lustig herabstiegen, um unter jenem lustigen Wimpel eine Stromfahrt zu genießen, wären in einer ernsthaften Keglerzunft schwerlich geduldet worden; denn ihnen fehlte der echte Spielerehrgeiz, und oft genug an ihren Mittwochabenden ließen sie Kugel und Kegel ruhen und stürzten sich in ein heißes Gespräch. Es waren Maler, Zeichner, Bildhauer und Architekten, leidenschaftliche Arbeiter, trotzig Kämpfer, dreißig Jahre der Jüngste, ein wenig über vierzig der Älteste, dem die „Wespe“ gehörte, der Kommodore. Heute und morgen wollten sie die Kegelkasse verjubeln, für die sie ein Jahr lang gespielt und gespart hatten; nun wurde die Kasse zum reichen Gönner, der sie zu vollen Schüsseln und vielen, vielen Gläsern lud. Noch auf dem Landungssteg legten sie ihre harten Schuhe ab und zogen weichsohlige dafür an, denn die „Wespe“ funkelte von verletzlichem Mahagoni. Sie verschwanden in der Kajüte, wo ihre lustigen Stimmen dumpf wurden, und tauchten sportlich gekleidet wieder auf: die weißen Hemden leuchteten, die Ärmel, die Hüfte waren nackt, und die Männer wurden wie kleine Jungen, spielten „Matrose“, kletterten geschäftig tuend aufs Kajütendach, ließen den Wind zum

Halsauschnitt hinein- und hinabfahren, daß ihre Hemden sich ballonhaft blähten, waren von Anfang an aufs wunderbarste erregt und wußten noch nicht, daß auf dem Grunde ihrer Fröhlichkeit eine sehr ernste Sehnsucht atmete: nach Freiheit, nach Weite, nach fern-von-der-Stadt-Sein und nach einem Beruf wie Seemann oder Jäger oder Fischer oder Bauer. „hallo, Käptn, wann stechen wir in See?“ fragten sie, oder: „Goddam, Herr, wann wird endlich der Anker gelichtet?“ Und mit aller Seemannsderbheit, deren sie sich aus beglückenden Büchern ihrer Knabenjahre plötzlich entsannen, schimpften sie jetzt auf Christian Berg, den Maler, der wieder einmal als einziger nicht pünktlich war. „Warten müssen wir auf ihn, das ist doch klar“, sagte der Kommodore. Natürlich war es klar! Christian durfte nicht fehlen, kein einziger durfte fehlen, es hätte allen die Freude vergällt. Nie hatten sie so deutlich gewußt, wie gut sie einander waren. Beppo, der Bildhauer, ging von Kamerad zu Kamerad, sagte kein Wort, zeigte nur seine großen Zähne, lachte aus der Brusttiefe herauf und heraus und umkrallte die nackten Ärmel des nächsten, den er erwischte. „Verrückt geworden, Beppo?“ Aber sie verstanden ihn so gut, es war ja jedem ums Herz wie ihm: irgendwas anfassen, pressen, zerknacken, mit der Faust irgendwohin donnern oder auch nur laut schreien! Es war so schön, der Wind so wild und rein, die Sonne so verschwenderisch. Das Wasser hauchte so kühl, der Steg und die Boote rochen so abenteuerlich nach Teer, nach Hafen, nach Hamburg, nach weiter Welt! Und eine so kostbare Fracht war geladen: Männerfreundschaft.

Endlich — Herrgott, wie gemächlich! — kam Christian Berg auf der Deichhöhe an und schien durchaus kein schlechtes Gewissen zu haben, denn als sie in ein ungeheuerliches hallo und ho ausbrachen, hielt er die rechte hohle Hand ans Ohr, wie um Geflüster einzufangen. Was aber sollten sie am Ende andres tun, als lachen? Sie wußten ja, daß er sogar zur eigenen Trauung zu spät gekommen war. Viel-

leicht hätte er überhaupt nicht hingehen sollen, hm? „Donnerwetter“, sagte Marabu, der Graphiker, „jetzt in der Sonne seh' ich erst, wie grau der Christian schon ist!“ „Ja, es ist was los mit ihm! Er ist nicht wie früher.“ Und Beppo schuf einen seiner Bildhauersäße: „Es hodt was auf ihm“, sagte er, stand einen Augenblick gekrümmt und schielte über die Schulter, als krallte sich in seinen Rücken ein äffisch-höhnischer, grausamer Alp.

Dann war der Saumselige in Reichweite, sie packten ihn derb, rissen ihn lachend an Bord, zogen ihm die Lederschuhe aus und . . . „Verdammt“, sagte er verlegen, „ich hab' keine anderen Schuhe mit, ach, ich hab' ja überhaupt nichts mit!“ Zum Glück für das Boot hatte der Kommodore noch ein altes Paar durchlöcherter Sportschuhe, und dann knatterte schon der Motor, und dann surrte die „Wespe“ davon.

Marabu griff zur Ziehharmonika und spielte „Muß i denn, muß i denn . . .“, ein anderer schluchzte meisterhaft, ein dritter rief komödiantisch: „Bleib mir treu Anne-Marie, Anne-Marie!“, und sie sangen, winkten, schrien. Längst hatten sich Spaziergänger auf dem Deich gesammelt, viele waren von der wilden Fröhlichkeit da unten begeistert, aber manche dachten auch nörgelig: „Das wollen erwachsene Männer sein! Es gibt wohl keine Sorge auf der Welt?“ Christian hob nur ein einziges Mal ganz schwach den Arm und winkte, dann stopfte er, am Mastbaum lehnd, seine Piepe, ganz hingegeben, als sei es ein tiefsinniges Werk. Sie schnitten durch die Mitte des Stromes, da sagte der Kommodore: „Jungens, unterm karierten Tuch in der Kajüte gib'ts Bier und Schnaps!“ Es waren nur vier Zelluloidbecher an Bord, aber sogar der mondscheinfarbene Architekt, den sie den „Unterbelichteten“ nannten, ekelte sich nicht, aus benußtem Becher zu trinken. Was heißt hier Abscheu und Getue? Hier sind die zehn feinsten Kerle Europas an Bord. „Prost, Jungens!“ So war die Stimmung. „He, Christian, was zu trinken?“ Einer hielt ihm den vollen Becher hinauf. Er blickte abwehrend auf die sahneschwere Schaumblume herab, plötzlich funkte ein Licht in seinen braunen Augen. „Gib mir lieber Schnaps!“ — „Na, seht euch den oberpfälzischen Wutkibruder an! Gläser gib'ts aber nicht, Christian, schadet doch etwa nichts?“ Und Christian lehnte am Mast, legte den Kopf weit zurück und trank mit geschlossenen, sonnegeblendeten Augen aus der gewaltigen Flasche. „Prost, prost!“ schrien Leute vom Ufer her, er schien nichts zu hören. Der Maler Bernhart starrte ihn an und sah ihn als einen Landstreicher, der unterm Sommerhimmel trohig steht, die Schnapsbuddel zum Munde hebt und einem Gewalthaber höhnisch zutrinkt, dem Teufel oder dem lieben Gott, dem Tod oder dem verdammten, schönen

Leben. Der Kommodore rief: „Christian, stop, stop! Wo bleibt dein Gemeinschaftsgeist?“

Christian setzte ab, hielt die Flasche gegen die Sonne, sah, daß ein mächtiger Schluck vollbracht war, und blinzelte den Freunden halb träumerisch, halb spöttisch zu. „Gut für die Verdauung“, sagte er heiser und hustete. Beppo dachte traurig: Hast wieder mal einen schweren Brocken hinunterzuspülen? Auch über die Heiterkeit der andern hauchte eine trübende Ahnung hin, und sie hatten Furcht für ihre Freude und sangen um so toller zu Marabus Harmonika, kitschige, triefende Lieder, aber so voll wachsender Laune, daß der Kitsch fast beseelt wurde, und dann — keiner hätte sagen können, wer als erster darauf verfiel — sangen sie Soldatenlieder. Denn heute war bei aller Fröhlichkeit auch etwas aus den vier großen, schrecklichen Jahren wieder da, etwas von den Märschen in Rußland, Frankreich, Serbien, Rumänien, etwas von den Kasten bei zusammengefügten Gewehren, von Nächten in verlausten Hütten, duftenden Scheunen oder im Zelt. Es war heute wieder da: das frohe, freche, wunderbare, schamhafte, zärtliche, derbe Gefühl: Wir Männer! Nur Männer! Einer für alle, alle für einen! Manche von ihnen hätten ja auch an Studentenjahre denken können, heut bei Bier und Schnaps und Sommerfahrt, aber sie sangen keine Studentenlieder, sondern „Lippe-Deilmold, eine wunderschöne Stadt“ und „Drei Lilien“ und „In dem großen Wartesaale, ja, da sah ich sie zum allerletzten Male“ Christian mit drei Narben aus den vier Kriegsjahren her, sang nicht mit. Verlassen und verfemt war er mit einem Schlage. Damals waren alle Lieder aus einer gemeinsamen Not gestiegen, heut litt er an seiner eigenen und einzelnen Not, und sie machte einsam.

Die „Wespe“ lief wundervoll, und jeder wollte einmal ans Steuerrad, denn da kein einziger je dazu gekommen war, einen eigenen Wagen zu fahren, höchstens einen Kinderwagen, wie sie manchmal spotteten, waren sie jetzt drollig stolz, sich als Lenker zu fühlen, und der jeweilige Steueremann blickte tapfer und falkenäugig stromauf, als drohten Klippe, Sandbank und Piratenschiff. Von städtischem Wesen war endlich an beiden Ufern nichts mehr zu sehen, das Gebiet der Kaffeegärten war überwunden, und aus zahmer Promenadenhübschheit war nun echter Wald geworden und wucherte unübersehbar: Eichen, Buchen, Erlen und Pappeln. Hoch in der Bläue, ohne Flügelregung, zogen räuberische Weihe makellose Kreise. Weit hinter dem Walde kroch der Rauch eines Eisenbahnzuges schräg in den Himmel hinauf. Da hörten die zehn Stromfahrer zu singen auf, laute Lustigkeit wäre jetzt läppisch und lästerlich gewesen, jetzt konnten sie nur noch laufen und schauen und dankbar sein. Manche ließen Zigarettenwölkchen zärtlich segeln, einige ließen die

Zigaretten verächtlich im Wasser verzischen, um nur den Wälderduft ganz rein zu trinken; manche ließen eine Hand über Bord hängen und in der Strömung pflanzenhaft treiben, und fast alle lehnten sich mit geschlossenen Augen wie schlafend zurück und atmeten mit durstigen Gesichtern die segnende Sonne. Da sagte Christian leise zum Kommodore: „Kannst du nicht mal den Motor abstellen? Hier muß es doch massenhaft Singvögel geben.“ Gustav Schulte brachte die „Wespe“ sofort zum Schweigen, denn auf jegliche Lust, die heut den Freunden zuteil werden konnte, war er stolz wie auf eigene Schöpfung. Das Boot trieb ohne Laut, und die Natur war ohne Makel. Gewaltig wogte das süße Getöse der Vögel, es war auf Erden der einzige Laut. Die Menschen atmeten schwer und zürnten dem eigenen Atemgang, daß er die Stille verschre. Christian machte eine Gebärde gegen den Wald, als wolle er etwas Preisendes sagen, doch der Arm wurde ihm schwach, das Herz wurde ihm schwer, weil alles so keusch und schön war. „Ich hätte nicht mitfahren dürfen, ich nicht!“ dachte er, sprang lärmig ins Boot hinab, setzte sich ans Steuerrad und warf den Motor an, ohne die andern zu fragen. Von ihren gedämpften Reden hörte er nichts, er hatte mit sich selber zu reden, und es war ein schmerzliches, hartes Gespräch.

„Was hat Susanne wieder mal so Großes verbrochen, daß ich wieder mal wie ein Berseker war? Sie hat gesagt: ‚Ich fühle mich nicht gesund, ich habe ein bißchen Fieber.‘ Buchstäblich nur dies und wirklich sanft gesagt und wahrscheinlich ohne Hintergedanken. Aber ich, aber ich? Sofort in Abwehrstellung, sofort ‚zum Schuß fertig‘ sofort in Furcht um meine heilige Freiheit, sofort voll Haß gegen die sanfte Duldinmiene. Was hab’ ich eigentlich gegen ihre Miene? Soll sie noch glückselig lächeln, weil ich einer anderen gut bin? Sie hat ja nicht gesagt: ‚Die andre würdest du bei Fieber gewiß nicht allein lassen, um mit den Kegelbrüdern spazierenzufahren.‘ Sie hat’s nicht gesagt, aber ich, ich habe geantwortet, als hätte sie’s gesagt. Was für ein roher Hund ich bin! Und jetzt fahre ich zwischen den Wäldern und fühl’ mich beinahe fromm und gottesnah, weil die Welt so schön ist! So ein Schwindel, so ekelhaft!“ Einmal war er in diesen Wäldern wahrlich fromm und gottesnah. Er radelte mit Susanne, dem Mädchen, an diesem gleichen Strom entlang, zur Rechten funkelte das Wasser, zur Linken lag der Wald mit Dämmern und Duft. Er radelte immer voraus, um warnen zu können, wenn der Weg etwa holprig wurde, wenn eine knorrige Wurzel sich über den Weg ringelte, und hörte er Susannes Rad ein wenig lauter rasseln, dann sprang er schon ab: „Gott sei Dank, du bist nicht gefallen!“ Und wenn sie Rast machten, rupfte er aus Gras und Moos ein Bett zurecht, so zärtlich war er, damals, vor fünf Jahren.

„He, Christian, schlaf nicht ein am Steuerrad!“ „Ruhe, Mensch, ich bin im Dienst!“

Ja, dies sind die gleichen Wälder. Er hätte nicht mitfahren sollen, hierher nicht! Wie ein Kind hat er sie damals gebettet, jetzt haben sie selber ein Kind, und nicht einmal der kleine Junge hat es fertiggebracht, die Liebe festzuhalten, als sie zur Tür hinauswich.

Seine Hände bebten, die „Wespe“ schaukelte wild. „Hoppla, hoppla, Christian!“ Bernhart, der Vorsichtige, wollte ihn wegdrängen, Christian wurde fast grob, und er lenkte das Boot wieder mit festen Händen und dachte über sein Leben nach, das er so kläglich gesteuert hatte. „Darf irgendwer einem Mitmenschen so großes Leid antun? Ich großer Maler, etwa? Ich Herrgott, ich? Wenn ich’s dürfte, wär’ ich nicht so traurig! Also bin ich kein Herrgott, also . . .“ „Singt doch was!“ schrie er.

Die Zeit zum Lärmmachen war ohnehin wieder da. Sie näherten sich der ersten Schleuse, und der Kommodore setzte sich verantwortungsbewußt selber ans Rad. Seine Mannen aber gebärdeten sich, als führten sie auf Tod und Leben ein kniffliges Manöver aus, und wer nicht irgendein kleines Amt versah, der machte wenigstens aus Leibeskräften Lärm, so daß es zwischen den schleimig grünen Ziegelwänden der Schleuse schauerlich schallte. Der dicke, rotbackige Schleusenmeister erschien mit seiner hübschen Tochter, und Christian, gerade er, hielt eine flammende Ansprache: „O Schleusenlorelei, o weiße Frau, die wir nach wochenlanger Fahrt erblicken!“ Aber Beppo dachte: Das ist ja nur Schnaps oder Krampf, das bist nicht du!

Das Schleusentor schloß sich hinter ihnen, der Flutspiegel stieg, die „Wespe“ hob sich langsam, und endlich konnten sie aus der Kellerluft in goldenes Tageslicht, auf warmen Rassen springen. Minutenlang loderte ein Fest. Marabu machte Musik, Christian tanzte mit der Lorelei, und die struppigen Köter der fünf Schleppkähne, die zugleich mit der „Wespe“ in der Schleuse lagen, jaulten die Begleitung. Auf jedem Schleppkahn aber gab’s auch kleine Kinder; die trabten jetzt mit bronzebraunen, nackten Beinen über die heißen Laufplanken bis ans Heck ihrer Kähne, um die verrückten Stadtherren ganz deutlich zu sehen, und standen nun da, die blauäugigen Knirpse, Finger im Mund, Finger in der Nase, und starrten und staunten. Da entdeckte Christian die Kinder, und aller Krampf war jäh zu Ende. Er ließ das betroffene Mädchen stehen, sprang ins Boot, schlüpfte in die Kajüte und kam nicht eher hervor, als bis die „Wespe“ wieder sumnte. Müßte ich nicht um des Jungen willen . . .? dachte er. Wenigstens um des Jungen willen . . .? Knirpsel von drei Jahren . . .

Das Boot war wieder zwischen Wäldern. „Kinder, Kinder, ist das schön!“ seufzte der Unterbelichtete. Christian, der wieder am Steuer saß, lächelte ihm trübe zu. Ja! dachte er, „Tieferes läßt sich schwerlich sagen, nur ganz einfach: „Ist das schön!“, und dies einzige Wörtlein „schön“ wurde ihm jetzt zur Zauberblume von phantastischem Wachstum und umduftete und betäubte ihn. „Alle Freuden und alle Schmerzen sind sterblich, aber die Natur ist ewig, und sie ist immer schön. Ja, ja, dies Wasser ist nur mein Heimatfluß, nicht eben berühmt unter Deutschlands Strömen, aber er ist schön wie nie zuvor. In der Schule haben wir die Nebenflüsse auswendig gelernt. Was für ulkige Namen! Kann ich sie noch? Oppa, Zinna, Hohenploth . . . ich kann sie noch. Den Flüssen und den Wäldern dürfte ich ewige Liebe schwören, ja, aber den Frauen habe ich geschworen. Auch Susannes Leid ist nicht ewig, auch meine Not ist nicht ewig. Einer wie ich sollte als Einsiedler leben, ein Wald wie der hier müßte um meine Klause rauschen! Vom bloßen Schauen kann eine sehnsüchtige Seele schon glücklich werden, und wär' ich auch blind, ich könnte vom bloßen Lauschen noch glücklich sein, so unerschöpflich ist ja das Brausen, Raunen und — Schweigen. Und wäre ich taub, ich könnte noch glücklich sein, so beseligend duften Wald, Wiese, Wasser und Luft. Einsam sein und niemandem Leid antun! Und winzig sein, ein Halm in der Wiese, ein Blatt im Walde, ein Tropfen im Fluß. Ganz demütig sein, völlig still!“

Als sie am weißen Kirchturm von Rattwitz die Stunde erkennen konnten — es war fast neunzehn Uhr —, wurden die Mannen der „Wespe“ nach träumerischer Pause wieder gewaltig wach, und Singen, Lachen, Schreien waren wiederum heilige Dienstoffliegenheit. Neben den Dampfern „Johanna“ und „Elisabeth“ wurde festgemacht, dann zogen sie über eine abendliche Wiese zum Dorf hinauf, wo im Gasthof die Kegelbahn bestellt und eine lange Tafel schon für sie gedeckt war. Und bald saßen sie beim Kegelkassengänsebraten mit Klößen und Rotkohl und hatten gar keinen Geist mehr, nur noch Hunger. Die glänzig braune Gänsehaut krachte zwischen den Seemannszähnen, die Klöße schimmerten in fester Feuchte, die Rotkohllberge dampften wie Vulkane. Auch Christian aß, wie kein frommer Einsiedler jemals gegessen hat, und plötzlich dachte er an Susanne: Sie ißt Gänsebraten so gern! Ob ich ihr etwa . . .? Marabu hatte soeben den ersten Witj gemacht, Christian hatte nichts gehört, ein Lachen donnerte am Tisch, er aber saß schamrot, als sei er der Verlachte, und verhöhnte sich selber: „Erst läßt man eine Frau im Stich, dann bringt man ihr eine knusprige Gänsekeule von der Kegelbahn! Erst stößt man eine Seele blutig, dann legt man ein Stückchen Braten als Pflaster auf!“

Es war schon dunkel, als sie mit schweren Bäuchen zur Kegelbahn trotteten, Christian, Hände in den Hosentaschen, verdrossen als letzter. „Laßt mich an die Tafel!“ bat er. So wurde er Schreiber und blieb, bis auf die paar Minuten, die er den eigenen Schüben opfern mußte, immer ein wenig abseits des Schwarmes. Als Dannebaum, ihr Meister, zum erstenmal alle Kegel umlegte, „weggrasierte“, wie er lächelnd prahlte, und als alle in das vorschriftsmäßige, höllische Gebrüll ausbrachen, malte Christian langsam die Ziffer 9 auf die Tafel und schien für nichts anderes Sinn zu haben; aber wenn, gewissen Bräuchen zufolge, bei gewissen Kegelereignissen gewisse, blödsinnige Texte ekstatisch gegrölt wurden, dann blieb er als einziger stumm und trank indessen, damit sein Schweigen nicht auffällig wurde, und verschluckte sich künstlich und hustete ausgiebig. Beim Singen hätte er nicht grübeln können, aber beim Ziffernschreiben, beim Trinken, beim Husten ging es gut, und gegrübelt, gegrübelt mußte werden, unbarmherzig!

„Christian, schlaf nicht, dös nicht, bist dran!“ Er ließ sich verlegen lächelnd in die Kampfbahn schubsen und tat drei Schübe. Da sie aber in zwei Parteien kämpften, schädigte er die seinige durch ein so flaves Spiel, und Dannebaum, der hierdurch betroffen wurde, und der als einziger ein bißchen Kegelweltanschauung hatte, rief wütend: „Du verdirbst die ganze Partie, Christian! Das macht doch keinen Spaß mehr! So geht das nicht weiter!“ „Nein, so geht das nicht weiter“, grinste Christian, „ich muß mich radikal bessern, radikal!“

Sie spielten drei Stunden lang, dann kehrten sie in die Gaststube zurück, und obwohl die Kegelkasse schon lange erschöpft war, zechten sie weiter, und außer Bernhart war keiner sparsam. Um ein Uhr morgens machten sie nach vielen Kindereien endlich Schluß, nun sollte der ganz große Spaß kommen, das Massenquartier. Weißgedeckte Strohsäcke und wollene Decken lagen im großen, hohlen Raum des Dachbodens für sie bereit, eine Stallaterne gab die Beleuchtung, und wenn sich die Flamme der stämmigen Kerze in ihrem gläsernen Haus auch nur leise bewegte, schlugen die Schatten des Dachgebälks wie gefährliche Dreschflegel lautlos einher. „Wer pufst das Licht aus?“ „Ich!“ sagte Christian. Als es aber finster war, schliefen sie fast sofort ein, sie waren zu müde für ihren „ganz großen Spaß“, nur Christian wachte.

Er hörte den schweren Atem der Freunde, denn getrunken hatten sie alle weit über das Maß, und er setzte sich auf und lauschte so gierig, als sei dies Lauschen ein Teil des schweren Amtes, das ihm auferlegt war, ja, er stützte sich auf die beiden weitgespreizten Hände, um nur recht dauerhaften Halt zu haben und besser lauschen zu können. Es

wurde die seltsamste Stunde seines Lebens, aus undeutbarer Süße und Abscheulichkeit toll gemischt. Das lächerliche und häßliche Geräusch des Schnarchens und Röchelns und Schnaufens war die Musik dieser Stunde, und alkoholischer Brodem und der Geruch des Dachwerks, auf das ein heißer Sonnentag harzsiedend herniedergebrannt hatte, waren ihr Duft. Er wußte nicht, was er dachte, denn was in ihm geschah, war ja kein Denken, sondern glich einem Funkenstieben und Fehenschlagen und war eine Jagd winziger und törichter Erinnerungen, die rasend schnell entstoben, wie sie auch rasend schnell ins Herz gesprungen waren: ein buntes Kittun Kleid, ein schwarzer Pelz, ein feiner Seifenduft, eine bange Betonung in einer törichten Frage, ein blaßes Frauengesicht im Kindbett, zwei abgekämpfte, schneeweiße, schneekeusche Hände. Einzige Klarheit in allem Verworrenen; er dachte an Susanne, er sah wieder, er sah sie wieder. Dazwischen zynisch wie Jote: „Sentimental aus Trunkenheit!“ Aber dann das Wunderbare: „Ich muß gut sein, sonst kann ich nicht mehr leben. Ich muß meine Pflicht erfüllen, sonst kann ich mich nie mehr freuen! Ich muß zu ihr zurück! Jetzt wird eine andere mich schlecht nennen, ich bin ja auch schlecht, aber Susanne, die den Jungen geboren hat, wird ein wenig zufriedener sein, ein wenig nur, aber auf dies Quäntchen Zufriedenheit hat sie ein heiliges Recht! Es gibt heilige Rechte, es gibt heilige Pflichten, endlich weiß ich's! Ihr heiliges Recht soll ihr werden! Bestimmt! Und sofort!“

Er raffte sich lautlos auf, schlich auf Strümpfen an den Schlafkissen entlang, tastete sich über die knackende Holztreppe hinab, und erst, als er nach einiger Mühe die zwei schweren Riegel gefunden und gelöst und die Tür diebsleise geöffnet hatte, zog er die Schuhe an, trat in den Morgen hinaus, der ihn wie ein kühles Bad empfing und erfrischte, und dann marschierte er los.

Einundzwanzig Kilometer, wenn er die Flußwindungen abschchnitt. Durch Dörfer, wo die Ketten träumender Tiere in warmen Ställen klirrten, wo aufgeregte Hunde minutenlang hinter Zäunen gegen den einsamen Wanderer kläfften, durch jenen Wald des Glückes, den jetzt die Milchstraße göttlich überquerte, zwischen Feldern und Wiesen, aus der Finsternis ins Morgengrauen und in den strahlenden Tag, so ging der Weg. Christian wurde nicht schlaff, denn der Rausch, in dem er brannte, war nicht von alkoholischer Art. Sein Leib dampfte im kalten Morgen. Sein Tempo war herrlich. Er tastete kein einziges Mal.

Nah vor der Stadt traf er die ersten Sonntagswanderer, er wagte keinen Zuruf, aber mit den Augen grüßte er sie. Freude war in ihm, endlich wieder Freude. Er dachte nicht nach, was er zu Susanne sagen würde, er konnte überhaupt

nicht mehr denken, er konnte sich nur noch freuen. Der gotische Dom stand herrlich und heilig im Morgenlicht, die Heimatstadt war schöner als jemals zuvor. Nichts Schöneres auf Erden und im ganzen Dasein, als Schönheit zu sehen, wenn man reinen Herzens und guten Willens ist! „Es wird alles wieder gut werden!“ Dies war das ganze Denken. Er erreichte die frühest fahrende Straßenbahn, um halb sieben Uhr schloß er die Tür seiner Wohnung auf. Er horchte an Susannes Zimmer, und als alles still blieb, öffnete er in jäher, irrsinniger Angst. Sie richtete sich im Bett auf, schreien konnte sie nicht, so übermäßig war ihr Entsetzen. Dann erkannte sie Christian, der totenbleich im ver-schleierte Zimmerlicht stand.

„Ich hatte solche Angst“, lallte er und versuchte zu lächeln. „Ich bin nicht betrunken.“ Sie strich das Haar aus der Stirn und rieb sich kindlich die Augen. „Um mich? Angst um mich? Ich bin ja wieder gesund. Seid ihr schon zurück?“ „Sie sind noch dort, Susanne. Nur ich . . . Ich . . . Es soll anders werden! Deswegen!“ Sie weinte, und er hätte noch gestern diese Tränen gehaßt, denn es war wohl kein Weinen der Erlöstheit, sondern der Bitterkeit, aber er wurde nicht zornig. „Ich kann's nicht erklären. Der Fluß, der Wald und die Freude der andern . . . Du mußt Geduld mit mir haben. Ich habe den Willen, endlich habe ich wieder einen Willen.“ Eine Sekunde lang wagte er ihre Hände zu berühren, sie zog sie wie entsetzt zurück und schwieg noch immer. Aber der kleine Junge rührte sich im Bett. Da sagte Christian: „Hierher gehöre ich, sonst nirgends hin“, und es klang von einem neuen und unbeirrten Stolz, und endlich sprach die Frau: Es ist schön, daß du gekommen bist!“

In diesem Augenblick gellte das Telephon. Beppo sprach von Rattwik aus in großer Erregung. „Also zu Hause? Gott sei Dank! Weißt du, weil du gestern so . . . anders warst.“ „Ich mußte unbedingt nach Hause, Beppo, unbedingt! Hörst du mir an, wie froh ich bin?“ — „Ich glaube so etwas zu hören, Christian!“ — „Und ärgert euch nicht über mich, ich bin so froh!“ — „Kommst du nicht noch mal raus? Mit dem Zuge wärst du in dreiviertel Stunden . . .“ „Nein, Beppo“, lachte Christian, „jetzt bin ich doch verdammt müde, ehrlich müde, es war ein gehöriger Marsch, ein Kriegsmarsch, nein, ein Friedensmarsch!“ Er lachte leise. „Ich werde schlafen wie noch nie, dir kann ich's ja sagen: Ich habe nämlich ein sanftes Ruhekissen.“ — „Was hast du?“ — „Dichte doch mal, reim' doch mal auf ‚Ruhekissen‘, na, hast du's?“ „Ah, so!“ antwortete Beppo. „Ich verstehe! Schlafe gut, Christian!“ Und er legte den Hörer wie ehrerbietig auf die knackende Gabel, als wolle er eine geheiligte Stille nicht stören.

AM UFER

Am Ufer gingen wir entlang,
 der Tag verglomm, die Bäume ragten
 so abendstill, kein Laut erklang,
 verriet, was wir uns sagten.
 Und uns zu Füßen floß der Strom
 in stumme, nebelgraue fernen,
 und in sein fließen fiel der Dom
 der Nacht mit allen Sternen.
 Unfaßlich war am Uferhang
 die Einsamkeit, vom Wehr nur rauschte
 der Wasserfall, wie Urgefang,
 dem alles Leben lauschte.

DIE BADENDEN

Des Stromes Ufer tragen ihr Gewimmel
 wie Mutterarme das geliebte Kind.
 Unendlich tief erstrahlt der Sommerhimmel,
 und auf den Wellen hüpfet der Mittagwind.
 Er streicht um Wehr und Buhne, Damm und Pegel,
 bedrängt die faltbootfahrer spielerisch;
 springt launisch weiter, bläht ein helles Segel
 und trägt den frischen Ruch von See und fisch.
 Die Badenden sind fern dem großen Schweigen.
 Der laute Strand ist wie ein bunter Strich.
 Und nur des Kiefernwaldes Kronen neigen
 sich abseits dunkel, still und feierlich.

DIE JUNGE ODER

ALTE UND NEUE IRRTÜMER ÜBER DIE ODERQUELLE · DAS SCHLESISCHE KÜHLÄNDCHEN · SUDETENDEUTSCHES ODERLAND

VON JOSEF GIERNOTH

Irrtümer über die Quelle der Oder — das war, genau im Wortlaut obiger Überschrift, schon das Thema eines im Jahre 1888 im „Altwater“, dem bekannten Organ des Mährisch-schlesischen Sudetengebirgsvereins, in Freiwaldau veröffentlichten aufklärenden Beitrages von Eugen Mallende zu der Frage der Herkunft unseres Heimatstromes — und dieses Thema ist auch heute wieder so aktuell wie damals, wie aus der folgenden ebenso dringenden Erörterung hervorgeht.

Jene „historisch-geographische Studie“ behandelt zunächst einen Kapitalirrtum, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgekommen war und dann durch das 17. und 18. Jahrhundert sein Unwesen im damaligen gelehrten Schrifttum trieb, so zum Beispiel noch 1782 in der historischen und geographischen Beschreibung Schlesiens von G. S. Kösel, Lehrer am Breslauer Maria-Magdalenen-Gymnasium. Danach wurde nämlich, so unglaublich uns dies heute erscheinen mag, der Ursprung der Oder in die Beskiden verlegt, indem man geflissentlich die Quelle der Ostrowitz als die Quelle der Oder ausgab — man wollte die Oder nicht auf mährischem Gebiet entspringen lassen, obwohl doch die Lage von Odrau, der ersten Oderstadt am Rande des Gesenkes, damals wie heute richtungweisend war.

Vergebens hatte schon 1715 Carl Ferdinand von Scherz in einer lateinischen Schrift über die Frage des Oderursprungs (*De genuino fontis Oderae loco situque*) die Wahrheit wiederherzustellen versucht, indem er die Lage der Oderquelle genau zwischen den sudetendeutschen Dörfern Haslicht und Koslau bestimmt — seine Darlegung wurde „mehr vor einen Scherz als ernst aufgenommen“ und als Lokalpatriotismus abgetan, weil die von ihm beschriebene Quelle auf seinem Grund und Boden gelegen war. Mallende widerlegt dann — vor nunmehr gerade fünfzig Jahren — ebenso eingehend und entschieden einen

weiteren Irrtum, der sich im 19. Jahrhundert in Bücher und Karten eingeschlichen hatte und heut noch weit verbreitet ist — er spukt zum Beispiel noch im dicken Meyer und selbst im neuesten Brockhaus ungestört, allwo wir kurz und bündig belehrt werden, daß die Oder „am Lieselberg“ entspringe! Mallende trifft schon die Feststellung, daß diese Weisheit „in den meisten schlesischen Schulen“ gelehrt werde, und hat sie weit und breit auf dem zeitgenössischen Büchermarkt, und selbst in der kleinen Danielschen Geographie von 1888 und in Andrees Handatlas von 1881 vorgefunden, dort auf der Karte von Böhmen und Mähren auch mit falscher Höhenangabe bei der Oderquelle, die übrigens auch in besagtem Meyer mit 627 anstatt 634 Meter unzutreffend ist. Auch der erst vor wenigen Jahren erschienene Minerva-Atlas, der auf dem Blatt der Tschecho-Slowakei, die Quelle der Oder mit 681 Meter am „Fiedelhübel“ verzeichnet, ist ebenso irreführend, wie ein Blick auf die maßgebenden Karten der Landesaufnahme zeigt — der Fiedelhübel ist lediglich der höchste Punkt der Gegend; selbst der bewährte schöne Westermannsche Schulatlas von Diercke ist hier bei dem kleinen Maßstab seiner Karten von Deutschland mißverständlich, da er nicht die eigentliche Höhenlage der Oderquelle angibt.

Die Oder entspringt in 634 Meter Seehöhe auf dem Plateau des Odergebirges, dem südlichsten Teil des Gesenkes, etwa 20 Kilometer östlich von Olmütz, zwischen den deutschen Dörfern Haslicht und Koslau. Die Fabel vom Lieselberg wird schon von Mallende ganz klar als Verwechslung mit einem Ortsnamen aufgezeigt: Eine kleine Kolonie, bei welcher der Oderbach $2\frac{1}{2}$ Kilometer unterhalb der Quelle vorüberfließt, trägt diesen Namen.

Die Unklarheit über den Ursprung unseres Heimatstromes ist, wie wir sehen, schon längst Tradition geworden, — jedoch darf diese hier keineswegs etwa als

„geheiligt“ gelten! Gerade in der jüngsten Zeit, die ein Aufleben des Interesses für die Oder gebracht hat, ist durch redlich begeisterte Apostel neue Verwirrung hinsichtlich ihres Anfangslaufs entstanden. So wird neuerdings hie und da die Oderquelle in das Kuhländchen verlegt, das sich erst östlich von Weißkirchen an die Mährische Pforte und das Gesenke anlehnt und von der jungen Oder in der Gegend von Odrau erreicht wird. Und in dem zum Breslauer Odertag 1937 erschienenen schönen Werbeheft „Die Oder“, in dem zum erstenmal auch Quellgebiet und Anfangslauf des Schlesierstromes (vom Verfasser dieser Zeilen) behandelt ist — wegen „Raummangel“ leider ohne die entsprechende vorgesehene Bildbeilage — finden wir an anderer Stelle in einem kurzen, kühnen Satz die verblüffende Neuheit: „In vier Quellflüssen entspringt die Oder aus dem breiten Sattel, der die Sudeten von den Beskiden trennt.“

Dazu ist lediglich im wohlverstandenen Interesse der Wahrheit und Klarheit folgendes zu sagen: An sich hat jeder größere Fluß ein weitverzweigtes Quellgebiet; ob man jedoch von einem oder mehreren Quellflüssen zu sprechen hat, ist Sache der Abmachung der geographischen Wissenschaft oder zum mindesten der Überlieferung des Volksmundes und ist in den maßgebenden Karten festgelegt. Wo die Karten mehrere Quellflüsse verzeichnen, tragen diese meist entweder die Namen des Hauptflusses mit unterscheidenden Beiwörtern wie Vorder-, Mittel-, Hinter-Rhein, Weißer und Roter Main, Fichtel- und Wald-Nab, oder aber verwandte Eigennamen wie Brege und Brigach bei der Donau. So finden wir auch die Schwarze, Weiße, Mittlere und Gold-Oppla — hier also vier Quellflüsse! — aber nichts Derartiges bei der Oder, deren Name im ganzen Quellgebiet und Anfangslauf nur einmal vorkommt; die größeren Kartenwerke (Meßtischblatt und 1:75 000, ja schon die Karte 1:200 000 des kartographischen Instituts in Wien, Blatt Olmütz) enthalten sogar ausdrücklich die (einmalige!) Bezeichnung „Oderquelle“ bzw. („Oder Q.“) am Beginn des Oderlaufs.

In dieser Erläuterung ist schon der Hinweis auf die offensichtliche Verwechslung mit den genannten vier Quellflüssen der Oppla inbegriffen; zum anderen entspringt die Oder unbefritten im Gesenke — und nicht zwischen Sudeten und Beskiden, wo wir die wichtige Talwasserscheide der Mährischen Pforte zwischen Oder und March bzw. deren Nebenfluß, der Berzwa, haben.

Irren ist menschlich — mit einem lateinischen Gedicht zum Lobe Schlesiens (von einem Breslauer Stadtschreiber aus Ottmachau) fing es bereits im 16. Jahrhundert an, wurde der älteste und größte Irrtum über den Ursprung der Oder in die Welt gesetzt — und in das Reich der Dichtung (der

oberschlesischen Heimatdichtung) ist auch bereits die jüngste Fabel von angeblichen — übrigens nicht näher genannten — vier Quellflüssen der Oder leider vor schnell eingegangen.

Der ganze Wirrwarr wäre nicht möglich, wenn man in unseren Schulen in den vergangenen Jahrzehnten einen großzügigeren und gründlicheren Heimat- und Grenzlandunterricht betrieben hätte — aber die Schulkarten reichten ja nicht einmal die paar (50) Kilometer in der Geraden bis zur Oderquelle über die schlesische Provinzgrenze hinweg! Die Oder fing und fängt zumeist noch heute bei Ratibor oder allenfalls bei Oderberg an.

Wir brauchen im heimat- und grenzlandkundlichen Interesse eine neue Karte der gesamtschlesischen Landschaft, die erfreulicherweise wohl in Vorbereitung ist, und in den Schulatlas gehören Ergänzungs- bzw. Nebenkarten von Anfangslauf der Oder — Odergebirge und Kuhländchen. Und eine weitere „Nebenkarte“ hätte Sprachgrenzen und Besiedlungsart und -dichte hier wie im ganzen sudetendeutschen Randgebiet an der schlesischen Provinzgrenze darzustellen — unter Benennung der einzelnen sudetendeutschen Bezirke und Sprachinseln und der bedeutenderen Orte und Kulturdenkmäler wie zum Beispiel Burgen und Schlösser (so Sedlnitz im Zusammenhang mit Eichendorff!).

Wir brauchen einen Überblick und klare Vorstellungen über den ganzen großen schlesischen Stammesboden, dessen einigendes Band und nährendes Gefäßnetz die Oder mit ihren Zuflüssen ist. Alte und immer neue Irrtümer über die Quelle unseres Heimatstromes, die so nahe an unseren Grenzen liegt — trotz der ehrlichen Aufklärungsbemühungen Mallendes sind wir auch heut, nach 50 Jahren, in dieser Heimatfrage und gesamtschlesischen Angelegenheit noch nicht weiter, aus einer unverständlichen Trägheit und Gleichgültigkeit, die endlich einmal besserer Einsicht und frommem, tätigem (touristischem!) Bemühen weichen muß um die deutsche Wiege unseres Schlesierstromes.



Wohl die reizvollste und eigenartigste Landschaft im weiten schlesischen Oderland ist das leider viel zu wenig bekannte Kuhländchen — jenseits der Grenze, am eigentlichen Oberlauf des Schlesierstromes. Wir sind es gewöhnt, daß man, wenn von der Oder die Rede ist, in der Regel erst bei Ratibor oder allenfalls an der Reichsgrenze bei Oderberg beginnt — und so ist die gegen 100 Kilometer lange Strecke des Anfangslaufs der Oder bis heut noch in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, wir wissen nicht viel Näheres davon.

Von der kleinen Grenzbrücke zwischen Annaberg und Oderberg nehmen wir auf der Fahrt nach dem Süden das letzte mal Notiz von unserem Heimatstrom — dann vergessen wir ihn. Dann sind wir ja im Ausland, und dann fesselt uns alsbald der ungewohnte Anblick der Beskiden, in ihrer jähen Aufdringlichkeit so ganz anders als die sanft geschwungenen Linien der heimischen Sudeten. Das Bergwerks- und Industriegebiet von Mährisch-Ostau, das wir nun durchfahren, lenkt uns weiter ab, und so achten wir es nicht, daß wir kurz vor der Station Schönbrunn-Witkowitz nochmals unsere Oder überqueren.

Bald schwinden die Fördertürme und die rauchenden Schloten dieser Waffenschmiede an einer der wichtigsten Völkerstraßen Europas. Das Landschaftsbild wird nun wieder ruhiger, ja überaus lieblich — doch wir bleiben weiter im Banne jener südlichen Bergkette, die immer näher herantritt, bis sie an der Mährischen Pforte den Sudeten — dem Gesenke — an nächsten ist. Und da nun der Wiener Schnellzug kurz hinter Jauchtel, bereits mitten im Kuhländchen, dessen deutschen Boden wir schon bei der Station Stiebnitz berühren, wieder ein flüßchen quert, das von der Sudetenseite kommt, ahnen wir nicht, daß uns hier zum letzten, oder so wir von Wien kommen, zum ersten Male die Oder grüßt, denn wir haben sie ja längst vergessen.

Das schöne, liebliche Land aber, das sich mit seinen fruchtbaren Hügeln und seinen saftig grünen Wiesen von dem deutschen Dorf Stiebnitz bis zur Mährischen Pforte, östlich von Mährisch-Weißkirchen, zwischen der lebhaften Gipfelkette der Beskiden auf der einen und dem niedrigen Rande des Gesenkes auf der anderen Seite der Oderberg — Wiener Bahnlinie ausbreitet, ist wieder heimlicher, schlesischer Boden am Anfangslauf der Oder —, ist das Kuhländchen.

Mitten in der weiten, bergumsäumten Landschaft sieht man schon von ferne einen vorspringenden niedrigen Bergkegel auf der Beskidenseite: das Wahrzeichen des Kuhländchens, den ruinegekrönten Alt Titscheiner Berg, westlich von Neu Titschein, der anmutig in den Vorbergen der Beskiden eingebetteten Hauptstadt des Kuhländchens mit ihrem einzig schönen Laubenplatz und dem schönsten Denkmal Eichendorffs (einer lebendigen Darstellung des Tagesnichts!). Man erreicht Neu Titschein mit der Lokalbahn oder mit Autobus von Jauchtel, Mittelpunkt und Schnellzugstation des Kuhländchens, von wo nach allen Richtungen Zweigbahnen hineinführen. (¾ Stunden von Oderberg, ¼ Stunden mit Personenzug. Ratibor hält ungefähr die Mitte zwischen Jauchtel und Oppeln. Bis Mährisch-Ostau erhält man schon in Ratibor Sonntagsrückfahr-

karten, vielleicht später auch einmal durch eine weitere Vereinbarung bis Jauchtel.)

Das deutsche Kuhländchen, benannt nach seiner hervorragenden Rinderzucht, gehört mitsamt dem Odergebirge und dem Gesenke noch zum schlesischen Stammes- und Kulturboden. Die stattlichen Reihendörfer zeigen meist die fränkische Hoflage. Fleißig und bieder sind seine Bewohner, kernig hart seine deutschen Männer, bescheiden, lebenswürdig seine Frauen; urwüchsige Fröhlichkeit, gepaart mit Wit und humor, die auch im alten Brauchtum zum Ausdruck kommen, wohnt in der heiteren Landschaft zwischen seinen Hügeln. Doch trotz seiner Lage an der jungen Oder und an einem der wichtigsten Verkehrswege Europas führt es ein merkwürdig still vergessenes Dasein, fast unbekannt bei uns und selbst an der Grenze viel zu wenig beachtet — man trifft ins Leere, wenn man davon spricht. Auch beim Sängerbundesfest waren die wackeren Kuhländler vertreten — aber man grüßte sie nur eben als Sudetendeutsche und wußte nicht, daß sie vom Jugendland der Oder kamen.

Vier deutsche Städte — außer Neu Titschein Wagstadt, Fulnek und Odrau — gehören heut noch zum Kuhländchen, das sprachlich den südöstlichsten, hart umbrandeten Vorposten des zusammenhängenden deutschen und schlesischen Sprachgebietes darstellt. Die Kuhländler Mundart ist Schlesisch in oberdeutscher-österreichischer Färbung (vgl. Mitteilungen der Schles. Gesellschaft f. Volkskunde Bd. 19, 1917). Die alte mährisch-schlesische Grenze, aus nationalpolitischen Gründen inzwischen von den Tschechen abgeschafft, durchzieht das Land in wirrem Zickzack.

Wagstadt, Fulnek und Odrau liegen sämtlich auf der Sudetenseite, am niedrigen Rande des Gesenkes. Nach den schöngelegenen Städtchen Fulnek und Odrau gelangt man mit Bahn oder Autobus von Jauchtel, nach Wagstadt von Stauding, von wo auch nach dem früher deutschen Freiberg eine Bahn (sämtlich Lokalbahnen) über Sedlnitz führt. Fulnek, an dessen hochgelegener Schule Comenius gewirkt hat, liegt malerisch mit seinen schönen Barockdenkmälern zu Füßen des weithin sichtbaren Bergschlosses. Odrau, die erste Oderstadt, breitet sich lieblich am Ausgang des Odertals hin und lockt zum Eintritt in das Wiegenland unseres Heimatstroms: hier im deutschen Odertal hängt das Kuhländchen mit dem deutschen Sprachgebiet zusammen.

Dieses schöne und reizvolle Jugendland der Oder, vornehmlich das Kuhländchen, dessen grünes Weideland die Oder als schüchternes flüßchen steilrandig in engen Windungen durchschlängelt, ist gleich Oberschlesien ehrwürdiges Eichendorff-Land! Das genannte Dorf Sedlnitz,

in der Nähe von Freiberg, auf der Beskidenseite, birgt ein altes Parkschloß, das mehr als zweieinhalb Jahrhunderte, bis 1890, im Besitz der Familie Eichendorff war — der Alterssommersitz unseres Dichters.

Seit dem Tode seines Bruders Wilhelm war Josef von Eichendorff alleiniger Besitzer des Gutes Sedlnitz, das er im Alter gern während des Sommers aufsuchte, um sich vom Lärm der Stadt in „seiner grünen Einsamkeit“ zu erholen. Noch in seinem Todesjahr weilte er dort unter den Seinigen, in der Familie seines zweiten Sohnes Rudolf — der von Danzig aus nach dem alten Familiensitz übersiedelt war — von seiner Schwiegertochter schwärmerisch verehrt, ebenso später von seiner Enkelin Margarete Sedlnitzky-Eichendorff, die auch seine romantische und dichterische Veranlagung geerbt hat und übrigens in Sedlnitz geboren ist, an dem sie bis zu ihrem Tode schwärmerisch gehangen hat.

Das einfache Landschloß wurde während des letzten Krieges als Lazarett benützt und leider so zugerichtet, daß in der Folgezeit ein Flügel abgebrochen werden mußte. In dem noch stehenden Hauptteil wurde ein deutscher Lehrer untergebracht. Die ehrwürdige Eichendorff-

Stätte im schlesischen Kuhländchen geht dem Verfall entgegen — und sollte doch dringend erhalten werden. Ihr Andenken wurde in letzter Zeit durch einen Eichendorffstein am Straßeneingang geweiht.

Der erwähnte Sohn des Dichters, Rudolf von Eichendorff, zog 1890, da Sedlnitz aus Not verkauft werden mußte, nach Fulnek, wo er, wenige Monate darauf, an einer Blutvergiftung starb. So birgt denn Fulnek ein Eichendorffgrab wie auch Sedlnitz, wo an der Kirchenmauer Eichendorffs älteste, frühverstorbene Enkelin Helene, sein Patenkind und Margaretens Schwesterchen bestattet ist.

(Vgl. das Eichendorff-Sonderheft des „Oberchlesiers“ August 1925.)

Kuhländchen — Eichendorff-Land! Unser Dichter hat es im Alter geliebt — wie oft mag er es von seinem Lieblingsplätzchen, an der heutigen Josefseiche beim Dorfe Sedlnitz, angeschaut und seine Gefilde zu Fuß und im Wagen durchstreift haben. Und als der Sänger des deutschen Waldes und der stillen Bergtäler hat er wohl auch das nahe Odertal und die waldumrauschten Quellen unseres schlesischen Heimatstromes an seiner grünen Wiege aufgesucht.

AN DER GRENZE

Die treuen Berg' stehn auf der Wacht!
»Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der fremde durch die Heide?« —
Ich aber mir die Berg betracht
Und lach in mich vor großer Lust
und rufe recht aus frischer Brust
Parol und feldgeschrei sogleich:
Vivat Österreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund,
nun grüßen Bach und Vöglein zart
und Wälder rings nach Landesart,
die Donau blüht aus tiefem Grund,
der Stephansturm auch ganz von fern
guckt übern Berg und sah mich gern,
und ist er's nicht, so kommt er doch gleich,
Vivat Österreich! (Joseph von Eichendorff)

DER FACKLEKOF

VON RICHARD HAUPTMANN

Ein Winter in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte dem Kuhländchen nicht nur eine ungewöhnliche Kälte, sondern auch Schnee in so reichlicher Fülle, daß die Dörfer schier in ihm erstickten.

Damals trieben Hunger und Kälte das Wild bis zu den menschlichen Behausungen, und manche Spuren im Schnee verrieten, daß sich auch Rudel von Karpatenwölfen weit in das Kuhländchen verirrt.

Aus diesen Tagen hat sich bis in unsere Zeit hinein eine Geschichte vom Kuntschik Naz lebendig erhalten.

Auch seinen Heimatort hatte damals der Schnee vergraben. Die Hütten verschwanden hinter hohen Schneewehen und Wäldchen. Es war von dem Dorfe eigentlich nichts anderes zu sehen als der zwiebelartige Kirchturm, die leiterhohen Pappeln und an Sonnabenden der blaue Backofenrauch, der seine zierlichen Säulen über den schneevermummten Hütten in den Himmel stellte.

Die Tage gingen leise dahin; so leise, wie der Schnee aus den grauen Wolkenfäden zur Erde fiel. Nichts unterbrach ihre Eintönigkeit, die sich mit jedem neuen Flockenfall stärker und dichter über das Dörfchen zu senken und die Menschen zu umhüllen schien. Nur die liederfrohen Rodengänge, bei flackerndem Kienspanlicht, brachten Burschen und Mädchen und auch manchem Alten, der sich ein junges Herz bewahrt hatte, eine willkommene Abwechslung in das Einerlei der Tage. Das sollte aber anders werden.

Das Jahr ging schon auf Lichtmeß zu, als sich im Dorf nach und nach ein unleidlicher Mangel an Kienspänen bemerkbar machte. Die Kienspanvorräte waren bald alle. Man hatte unbesorgt Kienspan um Kienspan aufgebraucht in dem guten Glauben, zur rechten Zeit wird, so wie immer, der „Facklekof“ zur Stelle sein.

Der „Facklekof“ war einer von den vielen „Fackelbaladen“, die Jahr für Jahr zu Beginn des Winters in die Dörfer des Kuhländchens kamen, um ihre harzduftenden Kienspan-

bündel feilzubieten. Der Winter kam aber in diesem Jahr zu frühe und verschneite alle Wege, so daß man kaum von einem Dorf in das andere gelangen konnte. Wie sollte da der „Facklekof“ in die Dörfer kommen können? Der saß irgendwo in den verschneiten Beskiden, daheim in seiner warmen Schaluppe und ließ die Leute in den Tälern auf sich warten.

Der Tag war schon um einen Hasensprung länger, aber die grimmige Kälte ließ nicht nach. Die Nägel krachten in den Schindeln, der Schnee machte unter jedem Schritt Musik und die Fensterscheiben waren fingerdick gefroren. Der Jänner hatte nicht mehr weit zu seinem Ende. Es war höchste Zeit, denn der allerlechte Kienspan war im Eisen verlohrt. Die Lichtnot, die da anhub, war böser als die große Kälte. Die Rodengänge mußten verschoben werden. Und wenn die Dunkelheit ins Dorf schlich, konnten die Arbeiten im Haus nur beim roten Schein des Herdfeuers getan werden. Zeitig wurde in die Federn gekrochen. Aber der „Facklekof“ kam nicht.

Das Wetter schlug um. Längst knirschte der Schnee nicht mehr so grimmig unter den Bauernstiefeln. Ab und zu tropften schon die glitzernden Schneewässerlein von den Dächern und den ellenlangen Eiszapfen behagte die Sonne nicht. Auf den nach Süden gelegenen Fackern schimmerte schon die Saat unter der dünnen Schneedecke hervor.

Der „Facklekof“ kam noch immer nicht.

Eines Morgens jedoch, das Jahr lief nun schon ein gutes Stücklein im Februar, tönte durch das Dorf eine wohlbekannte singende Stimme: „He do! Fackle kof! He do! Fackle kof!“

Das war fürwahr ein Zauberwort. Alle Türen sprangen auf, wo es klang, und Männer, Frauen und Kinder, kurz und gut, alles was winterbleich in den Stuben hockte, stürmte heraus den sehnlichst erwarteten „Facklekof“ zu sehen. Jeder lauschte und jeder hörte den singenden Ruf, auf den man schon so lange wartete.

„Er muß am Eingang des Dorfes sein, schrien die einen und die anderen sagten: „Nein, nein, er ist schon im Oberdorf“, aber die dritten widersprachen: „Ihr habt wohl die Ohren verstopft? Im Niederdorf schreit er!“

Aber alle freuten sich und hatten strahlende Sonntagsgesichter. Die Kinder liefen aus dem Dorf hinaus. Dort vermeinten sie den „Facklekof“. Diesmal hätten sie ihn aber bestimmt nicht gehänselt und gedeutet, wie sie es sonst mit ihm taten, wenn der Kienspanmann rufend durch das Dorf zog. Nein, dieses Mal hätten ihm auch die Kinder einen freundlichen Empfang bereitet, wenn er gekommen wäre. Ja — wenn er nur gekommen wäre.

Überall rief es: He do! fackle kof! He do! fackle kof! — aber nirgends war der „Facklekof“ zu erblicken.

Und dann war die Stimme auf einmal verklungen. So angestrengt die Leute auch noch lauschten, es war nichts mehr zu hören.

Über alle Maßen verwunderte man sich, wo der „Facklekof“ blieb, der doch in einem gerufen hatte.

Doch der Erbrichter wußte wie immer auch jetzt Bescheid. Er sagte: „Geht nach Hause, Leute. Der „Facklekof“ wird wohl erst morgen zu uns kommen. Er wird im Nachbardorf sein. Wenn die Luft so rein ist wie heute, kann man jedes Wort hören, das meilenweit von hier gesagt wird.“

Und zu einem Leinwandweber, der ungläubig mit dem Kopf schüttelte und sprach: „Ne, ne Leute, der „Facklekof“ ist in unserem Dorf“ sagte er beinahe unwillig: „Ach wo, wenn er hier wäre, müßte man ihn auch sehen.“ Das leuchtete den Menschen ein und sie gingen wieder in ihre Hütten zurück. Dort wartete Arbeit auf sie, die ihren Tag ausfüllte. Nur der Abend wollte kein Ende nehmen.

Und wiederum war ein neuer Morgen da. Kaum aber hatte er seine Röte über die Berge ausgegossen, daß Bäche glühenden Lichtes in die Täler strömten, rief es wieder an allen Ecken und Enden des Dorfes: „He do! fackle kof! He do! fackle kof!“

Und wieder tat das Wort seine Zauberwirkung. Die Türen kreischten eilfertig in den Angeln, flogen sperrangelweit auf und die Menschen lauschten in den Morgen hinein. Von dem „Facklekof“ war aber nichts zu sehen.

„Wo mag er nur stecken?“ ging die Rede.

Der Leinwandweber sagte: „Die Stimme kommt nicht von weit her, der „Facklekof“ muß im Dorf sein.“

Und allen deuchte es so.

Der Erbrichter forderte die Burschen auf, den „Facklekof“ zu suchen. Bis zum Mittagläuten suchten die Burschen mit dem Erbrichter an der Spitze den „Facklekof“ und fanden ihn nicht. Daher machten sich einige Burschen, unter ihnen als einer der eifrigsten der Kuntshik Naz auf die Strümpfe,

um im Nachbardorf über den Verbleib des „Facklekof“ nachzuforschen. Spät abends kamen sie heim. Wie ein Lauffeuer ging es von Haus zu Haus, daß ihr schwerer Weg durch den Schnee umsonst war. Auch im Nachbardorf war vom „Facklekof“ nichts zu sehen und zu hören. Da wurden viele Leute stutzig. Den abergläubischen Dorfbewohnern aber blühte der schönste Gruselweizen.

Am anderen Tag ließ der „Facklekof“ mit seinem Rufen länger auf sich warten als sonst. Die Menschen waren schon im Morgengrauen auf die Straße getreten und warteten auf den „Facklekof“. Und erst, da sie das Warten schon aufgeben wollten, rief es da und dorten: „He do! fackle kof!“

Niemand war aber zu sehen, der das schrie. Bestürzt sahen die Leute einander an. Die Kinder verkrochen sich hinter die Kittelfalten der Mütter und auch manchem Erwachsenen wurde es unheimlich zumute.

Um die warme Sonne aber kümmerte sich niemand. Der Schnee mußte überall zurückweichen. Die Menschen aber waren blind für den frühen Frühling. Ein unsinniger Aberglaube hatte die Angst unter sie gestellt, die ließ sie nicht los.

Der finstere Gedanke, den der Ortelt Vinz laut aussprach, wurde immer wieder heruntergehaspelt. Die Rede war: „Der „Facklekof“ wäre der Leibhaftige und der äffe sie!“ Darüber mußte allerdings das herrlichste Tauwetter vergessen werden. Eilig bekreuzte man sich, wenn vom „Facklekof“ die Rede war. Am liebsten huschte man in die Hütte und schob den klobigen Nußbaumriegel vor die Tür. An einem Nachmittag humpelte der Plepan Ton, dem eine französische Kugel das Knie zerschmettert hatte von Haus zu Haus. Überall lispelte er das gleiche: „Leute, Leute, tut nur beten, der Leibhaftige geht um. Wer weiß, was noch über uns kommt. Tut nur beten, Leute!“

Und die Leute beteten und waren verängstigt. Nur der Erbrichter fluchte: „Verdammte Narrenpossen!“

Bis zum Mittag wartete der „Facklekof“ am nächsten Tag mit seinem unheimlichen Gerufe. Gerade, als man über der Suppenschüssel saß, gellte lauter denn je das „He do, fackle kof“. Nur die Beherztesten wagten sich auf die Gasse. Die anderen legten die Holzlöffel weg; die Schipshke-suppe schmeckte auf einmal nicht mehr. Die Angst zog ihnen den Magen zusammen. Der Erbrichter aber stand in seinem Hof und spitzte die Ohren. Ihm schien es, als käme der Ruf aus der Höhe. Erst meinte er, der „Facklekof“ schreie aus der Luke des Kirchturms. Er spähte daher am andern Morgen, als das Rufen begann, wie ein Lux auf den Turm. Doch, wie ihm zum Schabernack, kamen die Rufe von der entgegengesetzten Seite des Dorfes. Aber

deutlich vernahm er, daß er aus einer beträchtlichen Höhe kommen müsse. Da hatte er auch seinen Plan fix und fertig in der Tasche.

Am nächsten Morgen, als die Sterne noch über dem Wessiedelberg flimmerten, stieg er von niemanden bemerkt, die knarrende Wendeltreppe zum Kirchturm hinauf. In einen dicken Schafpelz gehüllt, setzte er sich an die Turmluke. Von dort aus konnte er das Dorf völlig übersehen. Allmählich wurde es hell. Das stille Leben im Dorf begann.

Den ersten, den er aus einer Hütte treten sah, war der alte Kunert. Das weißhaarige, immer geschäftig hin- und herrennende Männchen war Glöckner und Kirchvater in einer Person. Schon hörte er ihn auf der morschen Kirchturmstiege heraufschlürfen. Da die Glocken unter der Turmluke hingen, brauchte der Erbrichter seinen lustigen Platz nicht aufzugeben. Er blieb unbemerkt: so hoch stieg Vater Kunert nicht.

Die Glocken begannen ihr Geläute. Der Turm stöhnte und ächzte unter dem ausladenden Schwingen der beiden Glocken. Gewaltig brauste und dröhnte es durch das alte Gemäuer und Gestühle. Frauen und Kinder gingen zur Frühmesse.

Jeden Menschen konnte der Erbrichter von oben erkennen. Dann waren die Straße und die Gassen wieder menschenleer. Das Morgenrot steckte die Wolken in Brand und spiegelte sich in den Fenstern der Hütten. Lau strich der Wind an der Luke vorüber. Er schmeckte richtig nach Frühling. Die Wolken rissen auseinander und groß und golden hob sich die Sonne empor.

Und noch immer zeigte sich nicht der „Facklekof“. Dann kamen die Leute aus der Kirche. Und bald darauf wurden die Straße und Gassen wieder von Menschen leer. Das Dorf lag wie ausgestorben in dem hellen Licht des Morgens. Sehr scharf beobachtete der Erbrichter die hohen Pappeln am Ufer des Dorfbadhes. Dort schien es ihm nicht ganz geheuer zu sein. Er ließ die Pappeln nicht aus den Augen. Und die Vermutung, die er hegte, bestätigte sich; denn er sah, wie längs des Fichtenzaunes, der sich bis zum Badhe hinzog, ein Bursch schlich. Und da er bei den Pappeln angelangt war und sich unbeobachtet glaubte, kletterte er eichkähelflink auf die höchste, verbarg sich in dem Geäst und im nächsten Augenblick rief es über die Dächer hinweg: „He do, Fackle kof!“

Jetzt wußte der Erbrichter genug. Den Burschen hatte er auch erkannt. Es war der Kuntschik Naz, der Sohn eines angesehenen Bauern. Kein Mensch wagte sich aus dem Hause, als der Rufer begann. Der Erbrichter wußte, daß sich jetzt jung und alt die Ohren zuhielt, um ja nichts von dem Geschrei des Leibhaftigen zu vernehmen. Der

Erbrichter lachte in sich hinein und drohte lachend, dem falschen Facklekof auf der Pappel, der übermütig in den Morgen rief. Dabei dachte er: „Ein verdammter Kerl, geht mit den Facklekof suchen und ist es selbst.“

Am anderen Morgen machte er sich mit seinen beiden Knechten, die er vorher in seinen Plan eingeweiht hatte, in der Frühe auf, um den „Facklekof“ auf frischer Tat zu ertappen.

Im Schilfschuppen des Kuntschikbauern versteckten sich die drei und begannen ihr fröhliches Tagwerk. Der Erbrichter hatte vorsorglich Speck, einen Ranken Brot und dazu einen Bluzer Schnaps mitgebracht, damit die Wachzeit in dem Schuppen auch ihre angenehme Seite hätte. Stunden um Stunden waren schon vergangen, als endlich das Hintertür im Kuntschikhof knarrte. Jetzt muß er kommen, schmunzelte der Erbrichter, und die drei blickten scharf auf den Hof hin, von dem tatsächlich der Naz wie ein Fuchs aus dem Hühnerstall ins Freie schlich.

Der Erbrichter lachte über das ganze Gesicht, und die Knechte hieben sich vor Vergnügen auf die Schenkel, als der ahnungslose Naz auf die Pappel kletterte. Kaum war er oben, da schrie er, daß es einem durch Mark und Bein fahren konnte: „He do, Fackle kof!“

Da war es Zeit, daß die drei sich unter die Pappel stellten. Der Naz wäre vor Schreck beinahe vom Ast gefallen, als er den Erbrichter mit den Knechten unter dem Baum sah. Er faßte sich aber gleich und hielt es für alle Fälle richtig, noch höher in den Wipfel zu steigen. Der Erbrichter sagte so laut, daß es auch der Naz hören mußte, zu einem der Knechte: „Du rennst in das Dorf und erzählst den Leuten, wir haben den Leibhaftigen gefangen. Alle sollen zu der großen Pappel in Kuntschiks Garten kommen!“

Jedes Wörtlein hatte der Naz verstanden. Nun verlegte er sich aufs Bitten. Er wollte herunterkommen, sagte er. Dem Erbrichter seine Rede aber war zu allem, was der Naz auch vorbrachte: „Oben bleiben sollst, bis die ganze Gemeinde da ist.“

Die ersten, die aus dem Dorf zur Pappel gestürmt kamen, waren Burschen und Männer. Sie ließen daheim alle Arbeit liegen, als sie hörten, der Erbrichter habe den Leibhaftigen gefangen. In der Eile bewaffneten sie sich mit Sensen, Dreschflegeln und Mistgabeln und waren bereit, dem Leibhaftigen das Fell tüchtig zu gerben. Sie wußten es sich daher nicht richtig zusammenzureimen, als sie den Naz verärgert auf und den Erbrichter lachend unter der Pappel antrafen. Der Erbrichter kam vor Lachen außer sich, als er das Mannsvolk in kriegerischer Ausrüstung daherlaufen sah und wie es mit wenig geistreichen Gesichtern einmal auf den Naz und einmal auf ihn blickte. Und nach

den Männern kam, etwas zaghafter, das Weibsvolk heran und schwang mutig in den Händen Besen und Stöcken.

Unter Lachen gab der Erbrichter den Leuten eine Erklärung und sparte dabei nicht mit spitzigen Bemerkungen über ihren Aberglauben.

Und die Gemeinde war vollzählig da und schimpfte, drohte und lachte, als der Erbrichter mit seiner Predigt fertig war. Oben in der Pappelspitze wiegte sich der Naz und hatte vor Zorn über den Erbrichter einen roten Kopf, der noch röter wurde, als er mitten unter den Mädchen auch des Erbrichters Kosele erspähte. Wenn er jetzt hätte in den Pappelstamm kriechen können, er hätte es ohne Zögern getan. Mittlerweile berieten die Männer unter dem Baum, was mit dem Naz zu geschehen habe.

„Von mir bekommt er zuallererst eine Tracht Prügel“, versicherte sein Vater. „Er soll mir nur herunter kommen“, drohte er.

Der alte Pleban sagte mit singender Stimme: „Abbitte muß er leisten vor der ganzen Gemein!“

Das schnappten die Weiber auf, und alle schrien durcheinander: „Richtig ist, was Pleban sagt. Abbitte muß er leisten!“

Der Klögel-Schmied aber schlug vor: „Wir holen ihn herunter und messen ihm hinten fünfundzwanzig drauf!“ Da wurde das Kosele blaß, als sie den Klögel Schmied so grausam reden hörte. Die Gemeinde aber war auch für die fünfundzwanzig hinten drauf. Nur die Burschen erklärten, sie machen nicht mit; sie hatten längst Partei genommen und feierten ihn als ihren Helden. Dankbar sah das Kosele zu ihnen hinüber.

Im übrigen hatte das Lachen unter der erregten Menge die Oberhand gewonnen. Jetzt wollte man auf die Tage der zitternden Angst noch einen guten Spaß erleben. Und den Spaß sollte der Naz bezahlen. Der aber roch Lunte und verkroch sich im höchsten Wipfel.

Die Bauern verlangten, der Naz solle freiwillig herunterkommen. Der Naz aber schrie: „Da müßt ihr erst alle heimgehen.“ Damit war niemand außer dem Kosele und den Burschen einverstanden. Die Burschen brüllten: „Recht hat der Naz! Oben bleiben soll er.“ Es hätte nicht viel gefehlt und die Väter wären sich mit ihren Söhnen in den Haaren gelegen. Das Kosele aber klatschte den Burschen insgeheim Beifall. Es rief: „Recht hat der Naz. Bleib nur oben.“ Wenn der es gehört hätte, wäre er nur noch höher in den Wipfel gestiegen und hätte an ein Heruntersteigen überhaupt nicht mehr gedacht.

„Wir holen Leitern“, rief ein Bauer, „dann werden wir ihn gleich beim Kragen haben.“ Ohne lange zu zögern, machten sich einige auf den Weg, denn die Bur-

schen weigerten sich, auch nur einen Handgriff gegen den Naz zu tun. Die Mädchen kicherten schadenfroh. Das ging dem Kosele nahe. „Wie könnt ihr nur so lachen“, fuhr sie die Gespielinnen an. Klettert ihr nur einmal auf die Pappel und steht dort oben den ganzen Morgen.“

„Das hat ihm ja niemand geheißen“, sagte darauf die Schubert Malschi, und die anderen Mädchen lachten und fragten spitz: „Tut es dir vielleicht leid um den da oben?“ Und ob es dem Kosele leid tat „um den da“. Sie konnte es aber doch nicht vor allen Leuten sagen. Sie hatte die Augen voll Tränen, und weil alle auf die Pappel hinaufstiegen, konnte sie sich unbemerkt mit dem Fürtuch abwischen. Unterdessen kamen die Männer mit den Leitern an. Schon versuchte man sie anzulegen, als es deutlich aus dem Dorfe zu hören war: „He do, fackle kof!“ Da ist ja noch ein zweiter! schrien die Leute. Die Ängstlichen vergaßen, daß sie Mut mitgebracht hatten, und scharten sich im Nu um den Erbrichter; der wußte selbst nicht, was er von dem zweiten facklekof denken sollte. Und noch immer rief es und wollte nicht aufhören: „He do! fackle kof!“

Ein Bursch, der bis in das Dorf gelaufen war, kam lachend zurück und schrie schon von weitem: „Der facklekof ist da; aber der wirkliche!“

Und dann begann ein Rennen und Hasten in das Dorf, wo tatsächlich der wirkliche facklekof mit einem Bund Kienspänen von Haus zu Haus ging und sein Sprüchlein rief.

Auf den Naz wurde dabei vergessen. Der hätte sich einen solchen Ausgang aus seiner brenzlichen Lage nicht träumen lassen.

Nur das Kosele wartete treu unter der Pappel. Es sagte: „Naz, komm herunter, die Luft ist rein!“

Und während die Dorfleute den facklekof, aber diesmal den wirklichen, begafften und ihm die Kienspäne buchstäblich aus den Händen rissen, nahm der Naz das Kosele erst mal tüchtig in die Arme — und das am hellerlichten Tage. Am Abend aber, als der gefeierte „facklekof“ — natürlich der echte — mit vollem Magen, sternhagelvoll besoffen im Pferdestall des Erbrichters schnarchte, schlich sich Naz zu Koseles Kammerfenster. Er brauchte nicht lange zu klopfen. Abbitte mußte der Naz doch leisten — darauf bestand die Gemeinde. Sein Vater ließ es sich auch nicht nehmen, ihm für den Schreck, den er ihm eingejagt hatte, „fünfundzwanzig“ eigenhändig hintendrauf zu messen.

Von dem falschen „facklekof“ aber wurde im Dorf noch oft erzählt. Vergessen hatte ihn niemand. Das zeigte sich auch am Vorabend von Nazes Hochzeit mit dem Erbrichter-Kosele. Da brachte das junge Volk ihm mit brennenden Kienspänen in den Händen ein Ständchen.

Das war, wenn es die Chronik des Dorfes richtig vermeldet, der erste fackelzug der Gemeinde.

VOM EINBAUM BIS ZUM TAUSENDTONNENKAHN

V O N A L F R E D B Ö N S C H

I.

Alle Schifffahrt beginnt mit dem Einbaum — die Schifffahrt bei den Fidschi-Insulanern wie die Schifffahrt auf der Oder. Nebelhaft ist uns die Zeit, da der Einbaum das einzige Fahrzeug auf unserer Oder gewesen. Unbekannte Stämme hausten auf den Lichtungen des Waldes und am Ufer des Stromes. Sie wanderten ein, sie ließen sich auf unbestimmte Zeiten nieder und wanderten weiter ins tiefe, unerforschte Land. Ein paar Einbäume blieben zurück. Die Oder hüllte sie in Schlamm und Sand und hielt sie fest. Als sie wieder ans Licht kamen, waren Jahrtausende verstrichen, und ihre Gattung hatte sich ins Unermeßliche entwickelt. Und wenn sie auch schon sieben oder gar ein Dutzend Meter in der Länge zählten, so nahmen sie sich neben ihren späten, großen Artgenossen dennoch wie der Hering neben einem Walfisch aus.

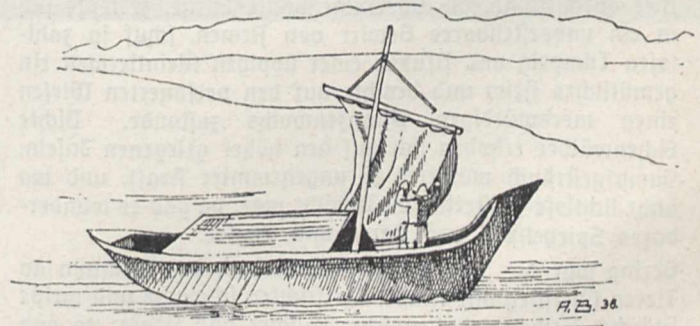
Eichene Einbäume aus der mittleren, vielleicht schon aus dem Ende der älteren Steinzeit — das sind die ersten uns bekannten Oderschiffe. Vor einem runden halben Jahrhundert ward der erste schlesische Altkahn entdeckt — zwei- und einhalbes Jahrzehnt danach die nächsten. Morsch und rissig der Bord in der Regel, doch einer noch so gut erhalten, daß ein Mann dareinstieg und vom Fundort gen Cosel fuhr.

II.

Völkerstämme rätselhafter Herkunft hausten in der Zeit der Vorgeschichte im deutschen Osten. Doch wie das Dämmer sich dann zur Geschichte aufhellt, siedeln Germanen im Stromgebiet der Oder, die Rugier und Sueben im Norden, die Burgunden im Osten der mittleren Oder und die Wandalen am oberen Laufe bis hin zur Weichsel, die den Römern ja als Grenze der Germanenlande galt. Allmählich gerät das Völkergefüge in Bewegung, die Semnonen, der Sueben mächtigster Stamm, verlassen ihre Sitze, Heruler und Rugier nehmen sie ein und wandern selber wieder ab, und in Jahrhunderte währendender Fahrt nach Süd und West verödet das Land. Seit dem 8. Jahrhundert etwa ziehen

von Osten im Rücken der weichenden Germanen die Slawen herein, die Wilzen überqueren nach dem Jahre 800 die Oder im Norden, es erscheinen die Wenden, die Pommern, und andere Stämme. Doch das Germanentum flutete wieder gen Morgen zurück, die Grenze im Osten ward weiter und weiter hinausgeschoben und einstige Grenzplätze kamen ins Binnenland zu liegen.

Dunkel liegt über der Oderschifffahrt jener fernen, fernen Zeiten. Aber die erste Urkunde, die auf unsere Tage gekommen ist, beweist uns schon den ungeheuren Fortschritt. Der Mensch blieb nicht auf der Stufe des Einbaumes stehen. Not und Zwang und Freude am Werk entwickelten seinen gelehrigen Geist. Schon die Einbäume sind untereinander verschieden und zeigen den Weg zu gefälliger und geschmeidiger Form. Allmählich lernte der Mensch, den Bug zu spitzen, das Ruder zu führen, bequemere Sitze zu richten und endlich aus vielen Planken den Kahn zu fügen. Die Fahrzeuge wurden immer größer und vollkommener. Jedes Geschlecht übernahm die hergebrachte Kunst und lernte zu. Lange vor Christi Geburt schon wandern Germanen über die See, lange vor Ende des ersten Jahrtausends queren die Wikinger als Herren die nördlichen Meere.



Die Flußschiffahrt mag insgemein mit der Seeschiffahrt Schritt gehalten haben. Doch setzte gerade die Oder ihrer Beschiffung gewaltige Hindernisse entgegen. Und übrigens trug die politische Lage vieles hinzu, sie auf lange hinaus darniederzuhalten

III.

Wenig hatte bis dahin der Mensch getan, den Lauf der Oder zu zügeln. Ungebändigt und ungedämmt floß sie in zahllosen Armen und Schlenken durch die Niederung. Fast jährlich wechselte sie ihren Lauf, und mit der Zeit durchströmte sie alle Stellen ihres weiten Gebietes. Zur Winterszeit versetzte sich das Eis an den scharfen Windungen, die Fluten stauten sich und brachen sich zur Seite einen neuen Weg. In den Wochen der Schneeschmelze führten die Nebenflüsse aus den Bergen ungeheure Wassermengen herbei, die Oder stieg und überschwemmte weit und breit das Land. Wenn der Hochwasserscheitel der Nebenflüsse mit dem der Oder selbst zusammentraf, war die Flut nicht abzusehen. Mit dem Steigen der Sonne zog sich das Wasser zurück, und die Gräser waren dann mit einem grauen, grünlichen Schleime verklebt: Das war die Plage *Cladophora*, die einst den Menschen schwere Rätsel aufgab.

Die Sommer Sonne senkte den Spiegel des flusses, und lange, breite Sandbänke traten ans Licht. Bei fallendem Wasser und mangelndem Gefälle verstopfte das abgesunkene Geschiebe die Fahrtrinne und zwang den Strom, den Lauf zu wechseln. Und so verlegte die Oder beständig ihr Bett, sie bildete Inseln, ließ Teiche und Lachen zurück, landete an dieser Stelle ein neues Ufer an und brach an jener ein altes ab, und bei den Uferabbrüchen stürzten die entwurzelten Bäume in den Fluß, sie ankerten sich fest und blieben endlos lange liegen und hinderten die Schiffahrt noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. Tiefer Wald säumte die Ufer, ein kräftiges Band von Schilf und Sumpfgewächsen folgte ihrem Laufe — überall wilde, schöne, aber feindliche Natur. Überwältigend in ihrer unberührten, urhaft starken Schönheit zweifellos im Oderbruch.

Hier durchströmte die Oder eine breite Ebene, zerteilte sich in ein unvorstellbares Gewirr von Armen, schuf in zahllosen Tümpeln und Pfützen einer üppigen Kleintierwelt ein gemütliches Heim und brachte auf den versauerten Wiesen einen merkwürdigen Pflanzenwuchs zustande. Dichte Eichenwälder erhoben sich auf den höher gelegenen Inseln, Sumpfgesträuch wucherte in ungehemmter Kraft, und wo nicht lichtlose Finsternis im Dickicht war, da gab es wunderbares Spiegelspiel von Baum und Wasser.

Gering war die Zahl der Menschen, doch der Reichtum an Tieren überstieg alle Maße. Da fischten schwarze und weiße Störche, Reiher und Kraniche, Taucher und Säger; es gab

dußenderlei Enten und Gänse, Wasserrallen und Teichhühner; zeternde Kiebitze, schauerlich brüllende Rohrdomeln, spektakelnde Rohrsperlinge; zahllose Kleinvögel und große beschwingte Räuber. Ottern und Biber fanden reichliche Nahrung, Wildschweine, Elche und Rinder fühlten sich im Morast. Tausendmal zehntausende Frösche quakten von Mittag bis Mitternacht, Schildkröten und Lurche gab es in Haufen. Dichte Wolken von Fliegen und Mücken und räuberischen Libellen tanzten über dem Bruch. Märchenhaft aber war das Vorkommen von Fischen und Krebsen. Zu Friedrich des Großen Zeiten kamen sie in solchen Mengen auf den Markt, daß die Dienerschaft durch königliche Vorschrift nur zweimal in der Woche Krebs zu essen angehalten war: Ansonsten hätte man das Krebsgericht wohl täglich aufgetischt. Weit in die neue Zeit hinein bestand zu Wriekens die Hechtreißerzunft, und die Oderkrebse waren im Lande berühmt. Erst im letzten Jahrhundert ging der Krebsbestand den Kresgang: Eine Pest vernichtete den größten Teil des alten Reichthums.

IV.

Eisgang im Winter, Hochflut im Frühjahr, niedriges Wasser im Sommer, tückische Bäume am Grunde — und die Hand des Menschen tat weitere Hindernisse hinzu. Äbte, Edelleute und was sonst noch Macht und Privileg besaß, bauten sich Schiffsmühlen im Strome und führten quer durch das Wasser ein Wehr, um die Strömung auf ihre Räder zu ziehen. Die Wehre bestanden oft aus drei- bis vierfachen Jäunen und hemmten die Schiffahrt. Seit dem 13. Jahrhundert, da wir die ersten Urkunden der Oderbeschiffung besitzen, beklagen sich Schiffer und Kaufherren und bitten Kaiser und Fürsten, sie möchten die Räumung des Stromes erzwingen.

Zwar sollte jedes Wehr ein Schiffslöch haben, damit der Kahn hindurchschwimmen könne, doch allermeistens waren diese Löcher viel zu eng. Die Schiffe stießen seitwärts an, sie liefen auf den Grundbaum auf und brachen auseinander, die Ladung fiel ins Wasser und trieb fort, die Schiffer selber kamen oft genug zu Tode, und die Lage wurde immer ärger. Die Wehre zu Beuthen und zu Wilkau waren besonders gefürchtet. Anno 1560 mußten beispielsweise zwei Schiffer am Beuthnischen Wehre halb ausschiffen, und dennoch schlug das Wasser über Bord hinein, und Leute aus dem Orte mußten ihnen helfen, die beiden „Schalen“ übers Wehr zu bringen, wofür sie 48 Weißgroschen nahmen, und der Richter verlangte obendrein 12 Weißgroschen Zoll, aber den wollten sie nicht zahlen. Beim Költzcher Wehre war das fluder, wie das Schiffslöch damals hieß, durch Reisig und Steine verlegt, also daß die Schiffsknechte sich kaum bei vieler Mühe, Arbeit und Gefahr mit den Schubstaken durchschieben konnten. Der



STADTHAFEN BRESLAU . AUFNAHME KARL FRANZ KLOSE

DIE ODER BEI BRESLAU · 2 AUFNAHMEN: KARL FRANZ KLOSE







ODERTAL BEI MARIA STEIN



DIE ODER BEI JASSNIK (KUHLÄNDCHEN)



LAUBEN AM MARKT IN NEUTITSCHEN

3 AUFNAHMEN: DR. JOSEF GIERNOTH



Herzog in Brieg hatte in seinen Fludern den Grundbaum zwei Ellen zu hoch gelegt, so daß die Salztonnen hinübergekault werden mußten und meist in Stücke brachen.

Die Stadt Glogau sah ihre Schifffahrt durch das Wilkauer Wehr gehindert. Der David Loß zu Wilkau aber dachte nicht daran, ein ordentliches Fluder einzurichten, seine Erben hatten ebenso ein taubes Ohr für alle Klagen, und so wie sie verfuhrten viele Mühlenherren. Kaiser Ferdinand befahl zwar 1561, daß die Oder allenthalben zwischen Laskau und Crossen sechzehn Ellen und eine Spanne weit bis auf den Grund offen zu halten sei, und daß ein jeder in sein Wehr eine Schleuse lege, dadurch die Schiffe frei und ohne Schaden gehen können. Doch mit des Kaisers Tode verlor die allerhöchste Vorschrift jede Achtung. Statt sechzehn Ellen klappten die Fluder oft nur $2\frac{3}{4}$ bis $4\frac{1}{4}$ Ellen. Von neuem häuften sich die Bitten und Beschwerden, und Fluch und Drohung wurden ausgestoßen — der kaiserliche Hof indessen hatte dafür kein Gehör. Die Mühleneigentümer wiesen alte Privilegien zur Unterhaltung ihrer Mühlen samt den Wehren vor, und solchen Privilegien war auch der Hof nicht gern entgegen. Zudem stellten sie große Teuerung und Hungersnot in Aussicht, so ihre Wehre aufgemacht und eingerissen würden und die Mühlen nicht mehr mahlen könnten — und solches ward von oben gern geglaubt. Doch litt nicht nur die Schifffahrt unter diesen Zäunen. Sie hemmten auch den Abfluß des Hochwassers und trugen schwere Schuld an mancher riesenhaften Überschwemmung. Anno 1710 schlossen der Kaiser und der preussische König einen Handelsvertrag ab und sagten einander zu, alles zur Facilitierung des commerciü zu tun, insonderheit die Hindernisse der Navigation in specie durch die Wehre aus dem Wege zu räumen. Doch der Vertrag ward nicht beglaubigt, und das alte Übel blieb. Der Sommer 1736 brachte ein gewaltiges Hochwasser, und der Abbau der Wehre ward ernstlich erwogen. Danach wurde Schlesiens bekanntlich preussisch, und die Oder kam in eine Hand. Da konnte besser durchgegriffen werden, obwohl man vielerorts noch

lange mit der Räumung des Stromes verzog. Man beseitigte die Wehre nach und nach oder umging sie durch Schleusen. Endgültig aber war es erst um sie geschehen, als die Dampfer kamen.

V.

Schon an den schmalen Fludern ist zu sehen, daß der mittelalterliche Oderkahn nicht gar so groß gewesen sein kann. Fürwahr, es waren kleine, flache Dinger, jene „Schalen“, auf denen das Kloster Leubus durch herzogliches Privileg von 1211 berechtigt ward, im Jahre zweimal auf zwei Schiffen Salz aus Guben und einmal auf zwei Schiffen Heringe aus Pommern zollfrei herzuholen. Vergleiche mit den Pferdefuhren jener Zeit verraten uns, daß eine Ladung nur fünf Tonnen schwer gewesen sein kann. Und selbst die „fünf großen Oderkähne“, die 1669 als die ersten durch den Oder—Spree-Kanal gesegelt und getreidelt wurden, hatten kaum mehr denn sechs Tonnen an Bord. Indessen unterschied man schon am Ende des 14. Jahrhunderts eine ganze Anzahl von Schiffsformen. Da sah man auf der Oder, Havel, Spree und Elbe als die größten Schiffe die magdeburgischen, die etwa wie die heutigen Elbkähne ausgeschaut haben. Danach gab es die etwas kleineren gezungeten Schiffe, die nach der Form des Buges so benannt sein mochten, demnächst die Gesemtze, von denen man wenig mehr als den Namen weiß, dazu die Pramen, die sehr flach waren, und schließlich die Kähne, die nur aus einem ausgehöhlten Stamm bestanden und sich dergestalt als die unmittelbaren Verwandten des Einbaums entpuppen.

Bescheiden waren die Maße der Oderschiffe aus jener Zeit — bescheiden war die Schifffahrt überhaupt. Es gab der Hindernisse gar zu viele. Nicht nur die Urgewalt der freien Oder selbst, nicht nur die Wehre mit den ungenügenden Fludern und die niedrigen, hölzernen Brücken, deren schmale Joche eine un verhinderliche Schifffung störten — es trat die rechtliche Unsicherheit auf allen Wegen, Straßen und Gewässern bei. Und schließlich die wirtschaftliche Weltordnung.

VI.

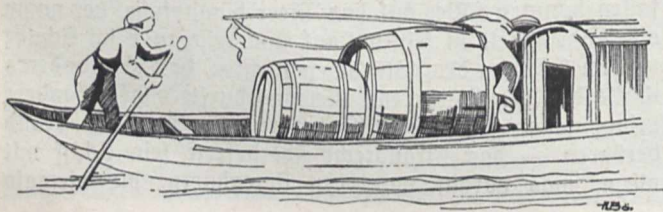
Die Räuberei zu Wasser und zu Lande blühte prachtvoll durch das ganze Mittelalter. Von den Küsten Skandiaviens aus durchschwärmten die Wikinger die östliche See und kaperten an fremdem Kaufmannsgut, was ihre Schiffe fassen konnten. Wer auf das Meer hinausfuhr, der nahm alle Fährlichkeit in seinen Kauf und reiste nur im Schutze und im Schatten des natürlichen Rechtes, das kein anderes ist als das des Stärkeren. Niemand durfte ohne besondere Erlaubnis an fremder Küste landen oder nur den Grund berühren — das Strandrecht überlieferte sein Schiff mit allem, was darauf war, den Anwohnern, die niemals

zögerten, den fremden Kaufherrn mitleidlos zu plündern. Das gleiche Strandrecht galt auch auf den Flüssen — vielleicht noch schlimmer.

Sobald ein Oderschiff auf Grund lief oder anshurte, war alles Gut dem nächsten Grundherren zugefallen und ward ohne Federlesen konfisziert. Das gleiche Los erlitt, was über Bord fiel und den Grund berührte: Der Schiffer hatte nur das Recht, das Wasser zu befahren, aber nicht den Grund — da hätte er erst vorher einen Sonderzoll erlegen müssen. Befagter Zoll jedoch ward eben in Gestalt dieser abscheulichen Grundruhr eingezogen. Auf der Oder galt die Grundruhr bis zum Jahre 1407 als rechtsgemäßer Brauch, als Mißbrauch währte sie noch lange, lange weiter. Am aller schlimmsten war es in der Zeit der Fehde: Und oft genug lag Fehde vor. Da war es stets ein Hauptvergnügen, ein Schiff zu entern, das aus Feindeslanden kam. Das ward so toll, daß bei den häufigen Fehden zwischen den Brandenburgern und den Pommern der ganze Oderhandel niederging, weshalb der Pommernherzog mit dem Markgrafen übereinkam, die Schiffe beider Seiten wenigstens in ihren Städten Frankfurt und Stettin ungehindert zu belassen. Sonst wäre aller Handel abgesackt. Im übrigen legten sich die Handelsstädte Reiter bei, die der Handelsfahrt zu Wasser und zu Lande als Geleite dienten und den Feind, so gut es ging, im Schach hielten. Es gab in jenen Tagen keine Versicherung gegen Schiffsbruch, Überfall und Schädlichkeiten: Die mannigfachen Fährlichkeiten wurden auf die Ware aufgeschlagen, und wenn die Fracht ihr Ziel erreichte, winkte viel Gewinnst. Die Ware ward trotz aller Widrigkeiten von Natur und Menschenhand verführt — unwiderstehlich wie Sirenenzauber klang die Münze, die man einzustreichen hoffte, in das Ohr des Kaufherrn.

VII.

Verwunderlicherweise ging es glimpflich ab, wenn eine Ladung einfro. Der Kaufmann hatte dann das Recht, das Zeug von Bord aus zu verkaufen und auf der Achse abzufahren. Ein profitabler Schachzug, wenn man's richtig traf: Die von Stettin verschickten ihre Heringstonnen oder auf gen Frankfurt und hätten rechtens Zoll in Freienwalde zahlen müssen. Sie paßten's aber pfiffig ab, daß ihre Schiffe



unterhalb der Zollstation im Eise steckenblieben, verkauften ihre Waren über Bord und Eis an Frankfurter Kaufleute, die sie unverzollt nach Frankfurt karrten. Denn die Frankfurter brauchten in Freienwalde nicht zu zollen. Am Ende kam der Kurfürst hinter diesen Schlich und ordnete für eingefrorenes Gut Verzollung an, bevor es feilgeboten wurde.

Die Strompolizei ward damals von den Städten besorgt, besonders von Stettin und Frankfurt. Die hatten ja den Oderhandel größtenteiles in der Hand. Da setzten demgemäß die Ratsmänner dieser Städte fest, wie so ein Schiffsknecht zu bestrafen sei, der unverschämten Lohn verlangte oder widerspenstig ward, was man an Buße einem Schiffer auferlegen müsse, der an der Zollstation nicht alle Waren angab und dergleichen mehr. Der Markgraf also ließ den Städten diese Polizeigewalt: Natürlich, denn er hatte von den Handelsdingen meistens keinen Dunst und seine Leute auch nicht. Hingegen waren die genannten Ratsherren in der Regel selber Kaufleute.

Im Jahre 1420 kam zu Thorn ein strenges Weichselrecht heraus, das allerdings nur hergebrachte Übung unterstrich. Da schnitten sie dem Schifferknechte, der sein Schiff vor der Ankunft am Markte verließ, das Ohr weg, dem Plattmann hieben sie die Hand ab, dem Steuermann sogar den Kopf, so daß er nie mehr schiffen konnte.

Nicht selten kam es vor, daß man ein Schiff festhielt. Wenn der Befrachter Schulden hatte, so ward sein Schiff von der Stadt, in der sein Gläubiger wohnte, angehalten und samt der Ladung beschlagnahmt. Verträge aber räumten nach und nach mit diesem Hemmnis auf. Indessen wurden Schiffe immer an der Weiterfahrt gehindert, wenn eine Klage bei Gericht im Gange war und Untersuchung nötig machte. Da blieb die Schiffsbemannung liegen, wo sie eben lag, die Knechte schlugen aus den Uferwäldern Brennholz, legten Neunaugenkörbe und Palschnüre aus und fischten dergestalt ihr täglich Fischgericht zusammen und stifteten zum großen Mißvergnügen der nächsten Ufereigentümer vielen Schaden und Unfug. Die Schiffer durften damals in beschränktem Maße Nebenhandel treiben, sie setzten also ihre Fische ab, sie boten Lebensmittel aus und hielten Tuche, Kleider, Krämerzeug und 'allerhand Geräte feil — sie hatten oft genug aus eben jener Quelle, aus der sich Schiffer Wulkow seinen Biberpelz besorgte: Was tats — es war ein altherwürdiges Gewohnheitsrecht.

VIII.

In den ältesten Zeiten reichte die Schiffbarkeit der Oder nur bis Crossen hinauf, doch wird man einen sehr beschränkten Verkehr zwischen den benachbarten Oderorten auch schon damals für den Oberlauf annehmen können. Handelschiff-

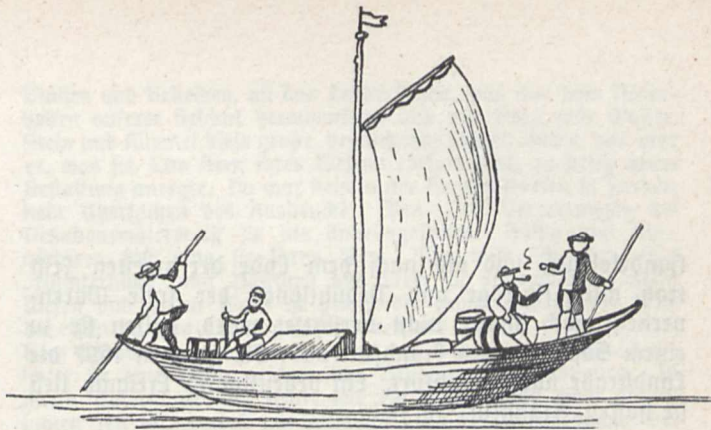
fahrt aber war nicht möglich, da der Fluß durch Wehre und Mühlen vollkommen verbaut war. Erst allmählich rückte die Schiffbarkeit weiter hinauf, und wo wir heute angelangt sind, weiß ja jeder. Wehre und Bäume im übertragenen Sinne waren die Zölle — und deren gab es ohne Zahl. Zu Wasser und zu Lande wehrten die Zölle den freien Verkehr.

Für alles Erdenkliche mußten die Schiffer bezahlen, für die Benutzung des flusses, für die Erlaubnis des Landens, für die mitgeführten Waren, für das Öffnen der Schleusen, für das Winden der Fässer und Ballen, für das Treideln der Schiffe, alles war im Zollregister vorgesehen. Und dennoch kamen die Kaufleute schon damals zu Wohlstand. So wichtig war der Handel, so einträglich trotz der unberechenbaren Gefahren — im Ganzen gesehen.

Von der erstaunlichsten Bedeutung für die Entwicklung der Oder-schiffahrt war ein merkwürdiges Privileg, das Frankfurt mit ungewöhnlicher Verbissenheit behauptete und sehr geschickt zum Ausbau seiner zeitweilig unbefchränkten Handelsmacht im deutschen Osten brauchte. Dieses Privileg hat eine Geschichte, die zu betrachten verlohnt.

Karl der Große hatte den deutschen Kaufleuten verboten, mit ihren Gütern die Länder der Wenden und der Avarn zu bereisen. Sie durften nur bis an die Grenzplätze fahren und mußten hier ihre Waren verkaufen. Hier stellten sich denn auch die Wenden mit ihren Erzeugnissen ein, und durch den regen Austausch hatten die fränkischen Burgen am Rande des Reiches vielfachen Nutzen. Die Grenzorte nötigten alle wendischen und deutschen Kaufleute, ihre Waren in ihren Mauern zu verkaufen, während ihre Kaufleute durch geschickte Auslegung der kaiserlichen Vorschriften ins Ausland reisten und dort Handel trieben. Diese Warenniederlegung an der Grenze des fränkischen Reiches legte den Grund zu dem nachmals so einschneidenden Niederlagsrecht. Da die östliche Grenze immer weiter hinausrückte, mußten viele Grenzmärkte von einst ihren Vorteil verlieren, doch sie versteiften sich auf ihre Privilegien und zwangen jeden durchziehenden Kaufmann auch in der Folgezeit, seine Waren auf etliche Zeit, zumeist drei Sonnenscheine, niederzulegen, das heißt zum Verkaufe zu stellen; wohl auch gar, sie sämtlich zu verkaufen und nur mit den dort eingekauften weiterzuziehen; und vielleicht auch dies nur auf Schiffen und fuhren der Stadt. Unerbittlich übte Frankfurt an der Oder den Straßenzwang aus: kein Kaufmann durfte sich unterstellen, die frankfurter Niederlage auf irgendwelchen Umwegen, Abwegen, Beiwegen und Nebenwegen zu umgehen.

Im Jahre 1253 erhielt Frankfurt das Niederlagsrecht an der Grenze. Darauf legte die Stadt sogleich einen Baum



in die Oder, den keine Schale überfahren konnte, es sei denn mit ihrem Willen. Jeder Kaufmann war zur dreitägigen Niederlage auf dem Pachtshofe gezwungen, und die Stadt verdiente sehr beträchtlich an Niederlags- und Wasserzoll, an Zehr- und Herbergsgeldern. Zwei weitere Städte aber waren für den Oderhandel von besonderer Wichtigkeit: Breslau als der Beginn und Stettin als das Ende. Aber Breslau hatte in jener Zeit fast keine Wasserverbindung mit Frankfurt. Die Frankfurter selber schifften nur bis Cossen hinauf und verboten die Oder von da aus aufwärts für jede Schiffahrt überhaupt. Die Breslauer verführten ihre Waren nur zur Achse und gaben sich lange damit zufrieden, zumal die Mühlenwehre den Wasserhandel auf weite Strecken ungemein erschwerten. Stettin aber arbeitete sich immer höher hinauf. Selber ein Mitglied der Hanse und mit dem hanseatischen Lübeck gedeihlich verbunden, zog es gar viele Güter zum Unterlaufe der Oder. Da erkannten die Ratsmänner der beiden Städte Frankfurt und Stettin, daß ihr Handel lukrativer würde, so sie sich vereinten, und dieserhalb vertrugen sie sich 1311 dermaßen, daß die Frankfurter ungehindert durch den Stettiner Baum schiffen durften.

Bis zu eben dieser Zeit scheint nichts geschehen zu sein, die Oder bis Breslau schiffbar zu machen. Frankfurt wachte mit Eifersucht: hätten die Breslauer zu Wasser handeln können, dann hätte Frankfurt seine Gewinne mit etlichen Oderstädten als Glogau, Cossen und Fürstenberg teilen müssen — während es doch so jene Städte selber mit Waren versorgte. Als die Luxemburger Schlesien und Böhmen bekamen, sahen sie sich nach dem Wasserhandel auf der oberen Oder um und ordneten die nötige Öffnung der Wehre an. Der Erfolg war gering. Kaiser Karl IV. befahl von neuem die Schiffbarmachung der Oder bis Breslau — auch er scheiterte an der starren Haltung Frankfurts, das er vergeblich belagerte: Die Pest zwang ihn, sich ins Böhmisches zu verziehen.

Erst ganz allmählich ward der Wasserhandel zwischen Breslau und Frankfurt eröffnet, zunächst nur für Salz und auch nur auf eine Frist von 18 Jahren. Man führte damals aus der Biskaya das Boyensalz ein, später versorgte sich der Osten immer mehr mit dem Lüneburgischen Salze. Nach dem Ablauf der Frist wurden den Breslauern weitere zwölf Jahre freigegeben, aber außer dem Salze durfte nichts zu Wasser verführt werden. Das verdroß die Breslauer

Handelsleute, und als nach dem Ende der zweiten Frist trotz aller Anträge und Deduktionen der freie Warenverkehr noch immer nicht verstatet ward, holten sie zu einem Schlage gegen Frankfurt aus: Sie sperrten 1597 die Landstraße nach Frankfurt. Ein bedeutungsvolles Ereignis ließ sie hoffen, Frankfurt zu zwingen:

IX.

Stettin und Frankfurt lagen in grimmigem Hader. Seit Jahrzehnten schon war mancherlei strittig geworden, alte Privilegien widersprachen sich, und die Stettiner wehrten im Jahre 1571 den Frankfurtern kurzerhand die Durchfahrt. Es folgte ein schwerer Handelskrieg, der beiden Teilen zum Schaden gereichte, am Ende jedoch Frankfurt zu Boden warf. Der Kurfürst beschloß, den Stettinern in allen seinen Landen zu Wasser und zu Lande alle Straßen, die Zu- und Abfuhr aller Güter ausnahmslos zu sperren, zu legen und zu verbieten, bis die von Stettin ihre Verordnung zurücknahmen. Die Frankfurter klagten beim Reichskammergericht und erhielten auch nach 40jährigem Prozesse Recht und Schadenersatz von Stettin zugesprochen, aber inzwischen hatte sich das große Kriegsgeschrei erhoben — kein Gedanke, den Schadenersatz einzutreiben.

Der Dreißigjährige Krieg, der Frankfurts Besetzung durch schwedische Truppen brachte, bog im Verein mit der Handelsperre die Richtung des ganzen Handels von Breslau nach Hamburg um. Der Oderhandel war vollständig eingeschlafen und bot so wenig Aussicht auf ein Wiedererwachen, daß der Kurfürst von dem Rechte der Brandenburger abging, wonach die Elbe von Tangermünde abwärts nur von ihren eigenen Schiffen benützt werden durfte. Sonst hatten die Frankfurter stets die Elbeschiffahrt mit Argwohn betrachtet — jetzt aber hofften sie, ihrem abgewürgten Handel dadurch etwas Luft zu schaffen. Sie errichteten eine neue Niederlage am Kersdorfer See, der von Hamburg aus zu Wasser zu erreichen war, und führten die dort angelangten Güter zu Wagen nach ihrer Stadt. Ein kurzer Bach verband diesen See mit der Spree. Im Jahre 1603 hatte man einen alten Plan aufgenommen und begonnen, einen Oder-Havel-Graben auszustechen, aber allerlei Schwierigkeiten ließen die Arbeiten scheitern, der lange Krieg zerstörte nicht nur den Kanal, sondern sogar die Erinnerung daran. Aber 1662 begannen die Arbeiten am Müllroser Oder-Spree-Kanal — Breslau und Hamburg waren damit zu Wasser verbunden. Der Kurfürst forderte die Kaufleute dieser beiden Städte auf, ihn häufig zu benutzen, versprach, keine neuen Zölle einzurichten außer denen, die von altersher in Fürstenwalde, Berlin und Müllrose bestünden, und erzwang keine Niederlage in dem jetzt freilich abgelegenen Frankfurt.

Wie hatte die Zeit das alte, machtvolle Frankfurt gezüchtigt! Einst war es der Durchgang für jegliche Ladung, die von den Hansestädten nach Polen, Preußen und Schlesien ging, und Schlesier, Lausitzer, Mähren, Böhmen und Sachsen holten in Frankfurt die Güter, die die Städte der Ostsee verschickten. Jetzt aber zog sich der Handel von Breslau nach Hamburg und Lübeck an Frankfurt vorbei, und der von Breslau hinab nach Stettin scherte sich wenig um Frankfurts einstige Rechte. Breslau hatte den Oderhandel gegen Frankfurt durchgesetzt, und selbst die Polen hatten die Eröffnung der Warthe erkämpft und einige Änderung lähmender Zölle dem geschwächten Frankfurt 1618 abgetrotzt.

Die Breslauer hatten an Frankfurt die Landstraßensperre erklärt. Sie wollten endlich selber auf der Oder handeln können und nicht nur Salz von Frankfurts Gnaden. Der Kaiser hatte 1628 vom Kurfürsten die freie Oderbeschiffung zugesichert erhalten — das ganze Land war schon vom Kriege überzogen, und Frankfurt hatte den Teufel im Nacken. Der Dreißigjährige Krieg übte gewaltigen Einfluß auf Handel und Wandel im deutschen Osten: Der Schwedenkönig belagerte Frankfurt, nahm es 1631 ein und ließ eine Besatzung zurück. Da handelten die Breslauer ohne Niederlage an den ohnmächtigen Frankfurtern vorbei. Im Jahre 1644 ward die Stadt geräumt, eine neue Partei versuchte sofort, die alte Macht zurückzugewinnen und den Breslauer Handel zu Wasser von neuem zu verbieten — aber soweit reichte die Macht nicht mehr.

Nie wieder in der ganzen Geschichte des deutschen Ostens zeigte sich der Handel zu Wasser so überaus nötig wie zur Zeit des großen Glaubenskrieges und nachher: Der Handel auf den Straßen war so gut wie vollkommen erlegen. Außer etlichen abgetriebenen Kleppern waren nirgends Pferde aufzutreiben, das Land war verwüstet, gebrandschatzt, geschändet, Städte und Dörfer lagen in Schutt und Asche, die Wirtschaften zerstört, die Brücken verbrannt und verfallen, in vielen Dörfern hausten ortsfremde Räuber, allenthalben lungerte versprengtes Kriegsgefindel, machte Wald und Wege unsicher und lauerte den Handelsfuhrern auf, die Artillerie aber hatte die Straßen zerfahren, Regen und Schnee hatten sie vollends verschwemmt und verschlammmt, und kein Finger rührte sich zu ihrer Herstellung. Das Geld war verschwunden, das Gewerbe zerrüttet, die Bevölkerung auf die Hälfte und weniger gesunken — der Wasserweg war die erste und fast auch die einzige Verbindungsmöglichkeit.

★

Schluß folgt im nächsten Heft

BILDENDE KUNST

Die schlesische Malerin Gertrud Staats †

Am 21. Juni starb 79-jährig in ihrer Heimatstadt Breslau die bedeutende schlesische Malerin Gertrud Staats. Mit ihr ist eine reiche Förderin unserer schlesischen Heimat von uns gegangen.

Von 1879 an, als sie unter den Augen des großen Riesengebirgs-malers Adolf Dreßler zusammen mit dessen anderem Meisterschüler in Hain ihre ersten Bilder malte, ist sie immer wieder in unsere Berge gekommen, viel nach Hain (auch in die Grafschaft), in die Brotbaude, nach Fischbach, nach Buchwald, das damals — in den Jahren vor dem Krieg — eine richtige Malerkolonie war, wo bedeutende Künstler anzutreffen waren.

Zwanzig bis dreißig Bilder hat die eifrig schaffende Künstlerin allein in Buchwald gemalt. Bilder, die ebenso wie die anderen Landschaften aus Schlesien, Bayern, Franken, der Ostsee schnell ihre Besitzer fanden, von den Museen zu Hirschberg, Breslau, Halle angekauft wurden und auf Kunstausstellungen in Breslau, Dresden, München, Karlsruhe, Düsseldorf, ja in London und Amerika Anerkennung und hohe Auszeichnungen erhielten, die letzte im vergangenen Jahre, als die greise Malerin aus der großen Zahl der Bewerber zu der ersten großen Ausstellung im Hause der Deutschen Kunst in München zugelassen wurde.

Trotz ihrer Erfolge war Gertrud Staats als Mensch wie in ihrem künstlerischen Schaffen von einer fast überstarken Zurückhaltung und Bescheidenheit. Ein Herausstellen ihrer Person lehnte sie durchaus ab. Auch in ihrer Kunst wählte sie nicht die „großen Motive“ unseres Gebirges. Immer malte sie Stilles, Abseitiges, „Alltägliches“. Ein verwachsener Parkteich in Buchwald, ein alter Laubengang in Fischbach, ein Feld mit einem Heuwagen, ein blühendes Kartoffelfeld, Eichen im Park, blühende Wiesen.

Blühen und Gedeihen, all das starke Leben, was aus dem Naturboden unserer Heimat herauswächst und mit Berg und Wasser, Stein und Himmel diese große, beglückende Einheit bildet, das war es, was sie, dem Kern ihres Wesens entsprechend, zu stetig neuer Gestaltung anregte. Da war kein lautes Herausfahren in Farben, kein Überspihen des Ausdrucks. Den „Ich“-Verzerrungen der Dekadenzmalerei ist sie nie anheimgefallen. Ruhig und klar, nüchtern fast ging sie ihren Weg. Man hüte sich aber, ihre „Nüchternheit“ mit Platttheit und Leere zu verwechseln. Ihrem Wesen und ihrem Werk ist gewiß die große Leidenschaft fern. Es erscheint, von außen gesehen, eben und glatt.

Vom Großvater aus, dem Direktor der Breslauer Augustaschule, hatte sie eine reiche zeichnerische Begabung mitbekommen. In ihrem Vaterhaus, das heute wie ein Vermächtnis einer geruh-samen Zeit lärmumtost an Breslaus stärkster Verkehrsachse, der Straße der Sp., steht, damals aber fern allem Betrieb vor den Toren der Stadt lag, düfte sie unter Blumen und Tieren im Kreise ihrer vier Schwestern eine naturnahe Kindheit erleben. Mühelos fast betrat sie an der Hand eines bedeutenden, ihr wesenverwandten Lehrers das Land der Kunst. — Aber schon wenige Jahre später stand sie durch Adolf Dreßlers frühen Tod allein, hieß es nach kurzem Studium bei Hans Gude, Berlin, sich in zäher Arbeit und immer neuem Ringen durchzusetzen, seine Art zu behaupten, auch wenn andere das eigene Schaffen in den Schatten stellten. Da half ihr schlesisches Erbgut: Fähigkeit, treue Hingabe an die übernommene Aufgabe, die Fähigkeit, sich mit den gegebenen „Tatsachen“ tief innerlich auseinanderzusetzen und in eine gläubige Bejahung umzuformen. So erwarb sie die Kunst des Sichbescheidens, das klare, nüchterne Stehen zu sich. Eine neben der anderen blühten die Blumen ihrer Wiesenbilder auf; starke Kraft holten Bäume und Kräuter aus ihrem Leben, ruhig standen die Bäume ringsum in Sonne und Wind. Es war gut abseits von den lauten Straßen bei den kleinen Dingen der Heimat die großen Dinge des Lebens zu finden.

Herminie Menzel

Conrad Kiffling Bierstuben

Junkernstraße 15/17 + Königstraße 7/9

Echt **Kulmbacher** Bier
Pilsner Urquell
Anerkannt vorzügl. Küche

JUNGE WISSENSCHAFT IM OSTEN

Heft 1: Germanische Vorzeit Schlesiens / Von der Kameradschaft studierender Vorgeschichtler der Universität Breslau. 48 Seiten Text u. Fundlisten, 24 Abbildungen, 2 Kunstdrucktafeln, 11 zweifarbige Karten **2.40 RM**

Prof. Dr. W. La Baume urteilt in »Weichselland«: Die vorliegende Veröffentlichung ist als wertvolles, die Forschung wesentlich förderndes Ergebnis nach Zielsetzung u. Aufbau als Musterbeispiel student. Gemeinschaftsarbeit auf dem Gebiet der Vorzeitforschung lebhaft zu begrüßen.

Heft 2: Johann Gottlieb Fichte / Von Prof. Dr. August Faust **3.60 RM**

Aus dem Vorwort: Meine Abhandlung soll vor allem zeigen, wie eng bei Fichte das Leben und die Philosophie, die Weltanschauung und ihre wissenschaftliche Ausformung miteinander verbunden sind. Um das deutlich zu machen, muß ich die Jugend Fichtes und überhaupt seinen Werdegang besonders ausführlich darstellen. Beabsichtigt ist aber nur eine Anregung und Einführung zu einem Fichte-Studium.

VERLAG PRIEBATSCHS BUCHHANDLUNG / Breslau

Thermalquellen

(44° Celsius)

Moorbäder

Bad Warmbrunn
im Riesengebirge

Das Gesundbad
bei

**Rheuma, Gicht,
Ischias, Alters-
u. Frauenleiden**

FILM

hätte jemand vor ein paar Jahren behauptet, die Klassiker der neueren Literaturgeschichte, die Vertreter des konsequenten Naturalismus und wie die -ismen alle heißen, würden in unseren Tagen von Bühne und Leinwand mit ihren Bekenntnisdramen zu uns sprechen, wir hätten ihm mild, aber entschlossen, mit dem kleinen Finger an die Stirn getippt. Sudermanns „Ehre“ auf unserer Bühne? Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ von unseren Zeitgenossen verfilmt? Das sollen doch so marxistische Stücke sein!

Das sollen doch . . . Die einen haben da mal etwas läuten gehört, daß das eine oder andere Stück vor dem Kriege verboten war, die anderen weisen entrüstet darauf hin, daß das doch dieselben Stücke seien, die seinerzeit von den roten Theaterdirektoren inszeniert wurden. Beide haben sie recht und doch unrecht. In einer Zeit, in der gerade der liberalistische Geist die höchsten Schranken zwischen Menschen gleichen Blutes errichtete — wir wollen nicht vergessen, daß es jüdische Kommerzienräte waren, die zum erstenmal Aufgänge „für Dienstboten“ schufen — in dieser Zeit mußten diese Dramen des Kreises um Hauptmann wie eine drohende Kampfanzüge an die bestehende Gesellschaftsordnung wirken. Und es ist traurig und bezeichnend genug, daß marxistische Kreise es verstanden, diese Anklagen gegen ein morsches System als die Parolen eigener Gefinnung auszugeben und die schaffende Bevölkerung dadurch von wichtigeren, aber für die Bonzokratie heiklen Fragen, abzulenken. Man hat sich dadurch allzuleicht angewöhnt, jene Werke als literarische Erzeugnisse dieser marxistischen Geistesrichtung anzusehen. Aber hat man diese Bücher schon einmal wirklich unbefangenenkritisch gelesen?

Vielleicht wird der eine oder der andere doch dazu angeregt, nachdem er die Dramen im Filme gesehen hat, die lange Zeit hindurch in einem nicht gerade angenehmen Geruche standen. Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ lief nun schon vor mehr als einem Jahre an, bald darauf sahen wir Sudermanns „Ehre“ und nun geht Max Halbes „Jugend“ zum ersten Male über die Leinwand. Das Dreigestirn jener damaligen literarischen Richtung, die man unter dem Begriff „Naturalismus“ einzugliedern versuchte, holt sich heute mit seinen mehr als ein halbes Jahrhundert alten Werken neue Triumphe.

Es ist mehr als eine höfliche Geste, die der deutsche Film diesen dreien, von denen der eine tot ist und deren beide anderen die Schwelle des Greisenalters bereits überschritten haben, macht. Wenn wir diese Filme sahen, dann fühlen wir etwas von dem kämpferischen Geist, der in den Dramen steckt und der sich den Teufel schert um die Anerkennung des Publikums und um den Dank der sogenannten Gesellschaft. Wir kennen diese Typen ja

auch noch aus eigener Erfahrung: die geldgierigen Leichenfledderer, die noch angesichts der Majestät des Todes ihre schmutzigen Geschäfte machen möchten, der jüdische Kommerzienrat mit seinen zweifelhaften „Ehr“-Begriffen, sie leben ja zum großen Teil noch heute bei uns, wenn auch die deutsche Volksgemeinschaft diese Parasiten ausgestoßen hat.

Hauptmann und Sudermann gehen mit beißender Ironie und Satire an ihr Thema heran, Max Halbe kommt in der „Jugend“ von einer anderen Seite. Das sinnverwirrende Erlebnis einer ersten Liebe mit ihrem bitteren Ende reißt Fragen der Erziehung und des Menschseins auf, die von jedem, der guten Willens ist, leicht selbst gedeutet werden können. So führt auch dieser Film hin zu einer neuen, offeneren Auffassung von unseren Pflichten gegenüber der Gemeinschaft. Und darauf sollte es ja stets ankommen.

Helmuth Wagner

SCHRIFTTUM

Kurt Pastenaci: „4000 Jahre Ostdeutschland“. Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig, 1938. 154 S. 2,80 RM.

Der Verfasser hat versucht, eine leicht faßliche Darstellung des politischen Geschehens der Vorzeit auf nordostdeutschem Boden zu geben. Von der Grundlage der steinzeitlichen Siedungsverhältnisse ausgehend, verfolgt er die Entwicklung der Bronzezeit, aus der er das hartnäckige Vordringen des Germanentums und die Abwehr der zurückgedrängten Illyrier besonders hervorhebt. Die ältere Eisenzeit zeigt den vollständigen Sieg der Frühgermanen und das Ausscheiden der Illyrier aus der Geschichte Ostdeutschlands. Die Zuwanderung neuer ostgermanischer Stämme bringt die Ausdehnung des germanischen Volksbodens weit nach Osteuropa hinein. In der Folgezeit unterstreicht der Verfasser den starken unablässigen Einfluß, der auch nach der „Völkerwanderung“ im Osten verbliebenen Ostgermanenreste und weiterhin der West- und Nordgermanen, unter deren Prägung nicht nur das russische Reich, sondern auch die westslawischen Staaten entstanden. Es ist Pastenaci zweifellos gelungen, von Karten und Abbildungen unterstützt, ein lebendiges Bild von der geschichtlichen Entwicklung auf dem Boden Nordostdeutschlands zu entwerfen. Das handliche, preiswerte Büchlein füllt eine Lücke im volkstümlichen Schrifttum.

f. K u d e n b u c h

Dr. Dietrich Bohnsack: „Die Burgunden in Ostdeutschland und Polen während des letzten Jahrhunderts v. Chr.“ Leipzig 1938. Curt-Kabitsch-Verlag. 162 S., 75 Abb., 18 Tafeln. 10,80 RM.

Seit dem Erscheinen der Arbeit des Posener Universitätsprofessors J. Kozłowski über die ostgermanische Kultur der Spätlatenezeit, 1919, hat sich kein Wissenschaftler mehr mit einer grundlegenden

Blut/Herz
Nerven
Rheuma

Bad Flinsberg
im schlesischen Isergebirge

Radium
Mineral
Moor

„Alter Weinstock“-Biere

frei Haus in Syphons, Krügen und Flaschen

Meisner-Spirituosen

zu jedem Fest

Ruf 20212

Gottfried MEISNER Gaststätten

Breslau

Untersuchung der ostgermanischen Stammesverhältnisse zwischen der Oder und Passarge befaßt. Das vorliegende Werk, die aus der Schule von Prof. Dr. M. Jahn in Breslau hervorgegangene Dissertation des Verfassers, bildet als rein wissenschaftliche Abhandlung einen überaus wertvollen Beitrag zur Geschichte des Germanentums auf ostdeutschem Boden. Es ist Bohnfack gelungen, eine zeitliche Gliederung der Funde des letzten vorchristlichen Jahrhunderts in einen älteren und einen jüngeren Abschnitt aufzuzeigen und das Siedlungsgebiet der burgundischen Stammesgruppe im nördlichen Ostdeutschland und Polen deutlich herauszustellen. In ihrer klaren Arbeitsweise und ihren Ergebnissen kann die Arbeit als Musterbeispiel einer stammeskundlichen Untersuchung auf der Grundlage der Bodenfunde bezeichnet werden. Dem Fachmann wird sie unentbehrlich sein. f. K u d e n b u d h

Germanische Vorgeschichte Schlesiens. Von der Kameradschaft studierender Vorgeschichtler der Universität Breslau. Verlag: Diebatzche Buchhandlung, Breslau 1937. 48 S., 11 Karten, 2 Tafeln und 23 Abbildungen.

Die Kameradschaft studierender Vorgeschichtler an der Universität Breslau, die im ersten Reichsleistungswettbewerb der deutschen Studentenschaft mit ihrer Arbeit über die germanische Vorzeit Schlesiens den zweiten Platz errang, legt das Ergebnis dieser Arbeit jetzt im Druck vor. Auf elf übersichtlichen Karten wird ein eindrucksvolles Bild der verschiedenen Abschnitte der germanischen Besiedlung Schlesiens gegeben; der Textteil enthält eine in knappen Strichen gehaltene Darstellung der kulturellen und politisch-geschichtlichen Vorgänge. Der besondere Wert des Buches ist darin zu sehen, daß hier wohl erstmalig eine neue Form der wissenschaftlichen Arbeit, eine Gemeinschaftsleistung aus national-sozialistischer Auffassung heraus geboren, der deutschen Öffentlichkeit vorgelegt wird. Man kann den jungen schlesischen Vorgeschichtlernachwuchs zu dieser überzeugenden Leistung beglückwünschen.

Die Untersuchung, die als erstes Heft der Schriftenreihe „Junge Wissenschaft im Osten“ erschien, ist von der Kameradschaft der Verfasser dem Andenken ihres zu früh verstorbenen Kameraden Dr. Rudolf Glaeser gewidmet worden. f. K u d e n b u d h

Heimat und Volk. Forschungsbeiträge zur sudetendeutschen Geschichte. Festschrift für Universitätsprofessor Dr. W. Wostny zum 60. Geburtstag, dargebracht von seinen Schülern. Herausgegeben von Prof. Dr. Anton Ernstberger. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, Prag, Leipzig, Wien 1937. 602 Seiten. 20,— RM.

Eine Zeitlang schien es, als wollte das Sudetendeutschtum in seinem wissenschaftlichen Forschungseifer hinter anderen deutschen Volksgruppen, wie vor allem dem Deutschum in Polen zurückstehen. Neben einer Reihe gleichzeitiger Veröffentlichungen ist nun dieser umfangreiche Band ein Zeugnis für den Ernst, mit dem man sich drüben im Zuge der völkischen Einigung auch auf die damit verbundenen geistigen und kulturellen Aufgaben wieder besinnt. Sie ist als Festschrift dem Manne dargebracht, der als heute hervorragendster Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft im Sudetenraum gelten darf, sie stellt Beiträge seiner Schüler zusammen und greift damit in sehr verschiedene Gebiete der geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Forschung hinein. Besonders interessant erscheint uns der Beitrag von Rudolf Wenig über die „Sprache der Neubürger und die sprachlichen Verhältnisse in Saaz im Spiegel des Saazer Bürgerbuches (1583/1726)“. In diesem sind von 1395 Eintragungen 943 (über ⅔) tschechisch und 452 (knapp ⅓) deutsch, ihre zeitliche Verteilung zeigt, „wie Saaz, eine dem Ursprunge nach deutsche und durch den Hussitensturm plötzlich tschechisch gewordene Stadt, auf friedlichem, jahrzehntelangen Wege durch die hohe Kultur der deutschen Neubürger aus nahezu allen deutschen Landen wieder deutsch wurde“. Bezeichnend ist dabei die auch in anderen Ostgebieten gemachte Beobachtung, daß es sich bei zahlreichen tschechischen Formen um übersetzte oder umgebildete deutsche Namen handelt:

PHOTO-SPORT verschönt das WANDERN



Sie brauchen nur zu knipsen
alles andere besorgt die
Photohandlung
FISCHER & COMP.
Breslau Alte Taschenstr. 25

Privatschule für Kurrent- und Maschinenschriften

Ella Hildebrandt

Alte Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 213 05

Mitglied des Prüfungs-Ausschusses der Industrie- u. Handelskammer Breslau

Weißes Haus Neumarkt 27

Altbewährtes Bierhaus seit 240 Jahren!

Anspruchsvolle Drucksachenverbraucher werben
mit Drucken aus unserem leistungsfähigen Betrieb

NS-Druckerei Breslau

Breslau 2, Flurstraße 4, Fernruf 525 51

Ausshank von selbstgebrautem Lagerbier und Kronenbräu
und besonders gut gepflegtes Einfachbier

Menzel's Brauerei-Ausshank

Breslau, Kupfereschmiedestr. 5-6, Fernruf 581 17 **3 Kronen**
Vorzügl. warme u. kalte Küche, reichh. Mittag- u. Abendkarte

Flawa anders Heupt (Water Heupt), Thadlerz anders Weber (Water Weber), Czsch anders Behem (Water Behem) und so weiter vorzugsweise aus deutschen Orten. — Daneben findet sich in diesem Band noch ein längerer Aufsatz von Kurt von Maybell, Prag, über die ländlichen Siedlungsformen Nordwestschlesiens und ihre Bedeutung als Geschichtsquelle (rund 50 Seiten und eine Buntkarte). Es handelt sich dabei um das früher österreichische und heute tschecho-slowakische Nordwestschlesien, den nördlichen Altkoatergau also. Das sollte auch im Titel zum Ausdruck kommen, oder man wird sich auf eine durchgehende Terminologie in den Landschaftsbezeichnungen des gesamtschlesischen Raumes zu einigen haben. Denn jeder reichsdeutsche Leser wird „Nordwestschlesien“ — für den Gesamtraum auch vollauf berechtigt — bei Glogau und Grünberg und nicht um Jauernig und Freiwaldau suchen. Die den grundlegenden reichsdeutschen Siedlungsfor-schungen (bes. von Schlenger und Bernard) sehr anspruchsvoll gegenüberstehende Arbeit wird auch ihrerseits manchen Wider-spruch hervorrufen. Sie verdient aber die Anteilnahme auch der reichsdeutschen Heimatkunde.

Ernst Birke.

Geschichte der deutschen Literatur

„Wissenschaft bringt nicht hervor und lebt nicht aus einer von Zeit und Volk unabhängigen, jederzeit überall gültigen Wahr-erkenntnis, sondern sie bringt gemäß der Weltanschauung eine völkisch und zeitlich gebundene, durch Rasse, Charakter und Schicksal aufgegebene Wahrheit in rationale Form . . . ist lebendige und konkrete Geschichte ein immer neues Ausformen von Gestalt aus den Untergründen des völkischen Lebens . . .“ (Ernst Friedl.) Daß solche Forderungen, die, wie verabredet, von allen Seiten an die Wissenschaft und an die Wissenschaftler herantreten, nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern aus dem Herzen der völkischen Gemeinschaft aufdringen, beweist heute schon (nach fünf Jahren der Machtergreifung) eine Reihe von Büchern, deren stofflicher Gehalt früher einmal weiter abseits zu liegen schien. Walther Linden beginnt das Vorwort zu seinem Buch „Geschichte der deutschen Literatur“ (Philipp Reclam jr., Verlag Leipzig) mit fol-genden Worten: „Diese Geschichte der deutschen Literatur ruht auf der Überzeugung, daß alle echte und wahre Dichtung Wieder-

spiegelung der Schicksale, Kämpfe und Leiden eines Volkes ist. Deutsche Dichtung ist der treue und reine Spiegel des beispiel-losen Entwicklungsganges, den das deutsche Volk vom Ausbruch der nordischen Bauernvölker bis zu seiner jüngsten Reichsgrün-dung durchschritten hat.“

Damit ist, Gott sei Dank, der Antrieb Walther Lindens zu seiner wissenschaftlichen Arbeit gekennzeichnet. Das Gesamt-schicksal des deutschen Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart ist der Boden, aus dem die deutsche Literatur erwächst und ist not-wendigerweise der Grund, von dem aus der Verfasser, in um-fassender Gestaltung, die deutsche Literatur erschaut. Wenn hier-bei jeder von uns getrost zu diesem Buche greifen kann, ohne daß er Gefahr läuft, sich in dem Jergarten eines wildgewordenen Theoretikers zu verlaufen und ohne daß er befürchten muß, mit sogenannten Tatsachenwissen pedantisch vollgepfropft zu werden — so ist bei Walther Linden die Gewähr gegeben (einige unver-besserliche Gebildete werden dies vielleicht bezweifeln!), daß „alles stimmt“. Wir können uns manchmal noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß zur Wissenschaft nicht unbedingt eine eigene Geheimsprache gehört, die nur „Erleuchteten“ zugänglich ist. Denken wir im vorliegenden Falle daran, daß deutsche Dich-tung arteigenes Leben, „lebendige Deutung des Lebendigen“ ist. Und wer könnte sich hier das Recht herausnehmen, lebendiges Sinnbild in vertrocknete Formen pressen zu wollen!

In diesem Sinne ist Walther Lindens „Geschichte der deutschen Literatur“ eine überaus erfreuliche und empfehlenswerte Erschei-nung auf dem Gebiete moderner Literaturgeschichtsschreibung. Jahrhunderte, Epochen, Stile, Persönlichkeiten und Gruppen ziehen an uns vorüber, mit ihnen das Gesamt-schicksal unseres Volkes. Es ist dem Verfasser gelungen, die Lösung dieser seiner Aufgabe, die er sich selbst gesetzt hat, „das unzerreißbare Band nachzu-weisen, das von der ältesten germanischen Lieddichtung bis zum bäuerlich-soldatischen Fühlen und dem sagahaften Stile der Gegenwart über alle Abwandlungen hinüberreicht und den Sieg beglaubigt, den das deutsche Volk im Kampfe um seine Artung behalten hat.“

Die lebendige Wirkung des Buches wird durch eine große Anzahl schöner, sorgfältig ausgewählter Bilder aus allen Zeiten unserer Dichtung anschaulich unterstützt.

Dr. Alfred Ma i.

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnen-platz (Postscheckkonto Breslau 748 22, Fernsprecher 525 51 und 525 55).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/1 Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. II. Vierteljahr 1938: 3533.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.